HEINRICH FRIEDRICH KARL VON STEIN

Jacob Venedey

Heinrich Friedrich Karl von Stein.



Von

J. Venedey.

Iserlohn.

Verlag von J. Bädeker.

1868.

Heinrich Friedrich Karl von Stein.



Von

J. Venedey.

Iserlohn,
Verlag von J. Bädeker.
1868.

Dem Naturforscher

Prof. Dr. E. Desor

Mitglied des großen Rathes

in

Neuenburg.

Du schreibst mir, daß du mir eine Tanne in deinem Walde zu Combè-Varin widmen willst, wie du den Namen so manchen tüchtigen Mannes der Zeit dort an einen deiner Bäume angenagelt hast. Nun, Eine Ehre ist der andern werth. Verzeihe, wenn du hier Deinen Namen an der schönsten, stolzesten, höchsten und edelsten Edeltanne unseres deutschen Volkswaldes angeschlagen findest,

Deinem Freunde

J. Venedey.

Vorwort.

Das Lebensbild des deutschen Freiherrn an der Spitze des preußischen Staates wurde geschrieben vor dem Kriege des Jahres 1866. Nachdem dies Bild, in Folge dieses Krieges, Jahr und Tag als nicht mehr zeitgemäß bei Seite liegen bleiben mußte, erscheint es heute, wie es vor dem Kriege geschrieben wurde.

Das Bild des deutschen Reichsfreiherrn von Stein wird, so lange die deutsche Geschichte erzählt und bedacht wird, dem Einen ein Vorbild, dem Andern ein Schreckbild sein. Vielen, die sein Leben, sein Wesen, sein Thun und Lassen, seine Grundsätze und seine Bestrebungen erröthen machen müssen, wird dasselbe ein Gewissensbiß bleiben oder ein Gewissenswecker werden.

Gelänge es mir, das Bild so tief in die Seele der Leser dieses Büchleins einzuprägen, daß es in guten und

bösen Stunden zur Mahnung, zur Nachahmung im Dienste des Vaterlandes und Volkes ihm lebendig vorschwebt; so habe ich erreicht, was ich mir vorsetzte, als ich den Muth hatte, das Bild dieses großen Mannes und großen Menschen meinem Volke vorzuführen.

Jacob Venedey.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung.

1. Die Freiherrn von und zum Stein 1
2. Karl von Steins Eintritt ins öffentliche Leben 4
3. Staatsmännische Vorschule 9
4. Die französische Revolution 12
5. Neue Friedensthätigkeit Steins 19
6. Uebergang ohne Umkehr 23
7. Steins erstes Ministerium. Kampf gegen die Cabinetsregierung 27
8. Schlacht bei Jena. Steins Entlassung 39
9. Herstellung einer Staatsregierung in Preußen. Neugestaltung des staatlichen Lebens in volksthümlicher Richtung 47
10. Stein und Darü. Diplomatenzüge 58
11. Das Morgenroth der Befreiung 61
12. Steins Austritt aus dem preußischen Staatsdienst 66
13. „Le nommé Stein“ — genannt Karl Frücht 71
14. Napoleons höchste Macht. Deutschlands tiefste Schmach . . . 75
15. Der beginnende Umschwung 79
16. Die Sonnenwende im Geschick Napoleons 85
17. Steins Berufung nach Rußland 89
18. Steins Rückkehr nach Deutschland 96
19. Yorks Uebertritt 101
20. Das Dachstübchen im Zepter zu Breslau 105
21. Der Aufruf von Kalisch 111
22. Auf dem Leipziger Schlachtfelde 114

23. Der Feldzug in Frankreich 118
24. Der Pariser Friede 121
25. Stein in Nassau 126
26. Der Wiener Congreß 128
27. Die ständische Verfassung der Einzelstaaten Deutschlands . . . 146
28. Zweiter pariser Friede 152
29. Der Rückschlag in Deutschland 154
30. In Nassau und auf Kappenberg 159
31. Der westfälische Provinziallandtag 166
32. Die Julirevolution 170
33. Die letzten Tage 176
34. Steins Denkmal 180

Einleitung.

Wer die geheimnißvollen, heiligen Schauern des Waldes kennt, dem ist es wohl auch begegnet, daß er in den dunkeln Schatten der grünen Dome deutscher Buchen-, Tannen- und Eichenhallen auf einmal vor einer mächtigen, gewaltigen Edeltanne stand, die Alles ringsum überragend, mit ruhig, stolzer Einfalt allgemach höher und höher strebend, den Blick des Wanderers fesselt, ihn mit hinaufzieht zu der unendlichen Wölbung des blauen Himmelszeltes. Wie ein Wegweiser zum Jenseits, wie ein Fingerzeig hinauf zu einer andern Welt hindeutend, zwingt das schlicht und einfach, so langsam und zugleich so stolz sich der Erde entringende, dem Höchsten zustrebende Meisterwerk des Waldes uns zu demuthsvollem Staunen. In dem Bewußtsein der eigenen Unbedeutendheit beugt sich dann der stolze Menschengeist vor dem Schöpfer des gewaltigen Meisterwerkes.

So sehen wir auch im Walde deutscher Geschichte unter der Masse stolzer Eichen und Tannen hier und dort eine Alles überragende Edeltanne, uns zu ehrfurchtsvollem Staunen vor

dem Geiste, der sich in ihnen bekundet, hinreißend. Kaum Eine aber von Allen überragt den Baum im Walde deutscher Geschichte, in welchem uns des Mannes Bild lebendig vor die Seele tritt, der der Gegenstand der folgenden Schilderungen sein soll.

1.

Die Freiherrn von und zum Stein.

Friedrich Heinrich Karl von Stein stammt aus einem alten Geschlechte, das seit sechs Jahrhunderten auf seinem Hofe bei Nassau, auf seiner Burg an der Lahn, in ununterbrochener Folge vom Ahnherrn bis zum letzten Enkel hauste, und hier eine Reihe von tapferen, tüchtigen, biederen, frommen Männern erzog, die des Reiches Bestes förderten, wo sie konnten. In dem Geiste deutscher Ritterlichkeit, in Zucht, Ordnung, Frömmigkeit, Hingebung an das Reich und die deutsche Nation, wurde auch unser Freiherr Karl von Stein erzogen.

Von seiner Jugend ist nur wenig bekannt. Eine kleine Anekdote aber bekundet, daß die Erziehung eine wissenschaftliche wie hochliterarische, tüchtig nach jeder Richtung hin, war. In dem Hause der Freiherren vom Stein wurden Shakespeare'sche Dramen, und zwar in der Ursprache, aufgeführt; und Karl übernahm in einem dieser Stücke, in dem Sommernachtstraum, die hochwichtige Rolle des Walls. Er hatte nur die Worte zu sagen: „I am the wall". Es mag das als eine Andeutung gelten, daß er zum Schauspieler nicht geboren, aber zu einem Walle bestimmt war, der für alle Gegner deutscher Volksgröße, für alle Feinde deutscher Nation ein unübersteigliches Bollwerk in der deutschen Geschichte bilden sollte.

Seine Erziehung war die eines Landedelmanns der damaligen Zeit. Er verlebte seine Jugend in der freien Natur neben drei älteren Brüdern von einem Hauslehrer geleitet, rüstig, tüchtig, kräftig, zu allem Guten heranwachsend. In seinem siebzehnten Jahre konnte er die Universität beziehen. Es wurde Göttingen gewählt. Als er achtzehn Jahre alt war, wurden die vier Söhne von den Eltern veranlaßt, einen Familienvertrag einzugehen, durch welchen es in die Hand der Eltern gelegt wurde, demjenigen von ihren vier Söhnen die Familiengüter zu übergeben, den sie für den Fähigsten und Würdigsten, die Familie der „von und zum Stein" im alten Glanze fortzusetzen, halten würden. Der Eine, bevorzugt vor dem Andern, sollte der Erbherr sein; die Andern sollten in den Diensten des deutschen Reichs, eines Reichsfürsten oder in einer der damals vielbegehrten Komthureien ihr Unterkommen suchen. Kaum war der Vertrag geschlossen, so bestimmten die Eltern, daß der Jüngste der Stammhalter des Hauses sein solle. Die Eltern, die Mutter in's Besondere, die ihren jüngsten Sohn, und wohl mit Recht, für den Tüchtigsten unter ihren vier Söhnen hielten, hofften auf diese Weise das freiherrliche Geschlecht derer von und zum Stein am sichersten mit neuem Glanze in die Zukunft übergehen zu sehen. Es war aber dieser Vertrag ein Verstoß gegen den Geist der Zeit. Die reichsfreiherrlichen Zustände waren mit dem Reiche selbst zu Grunde gegangen, und der Mißgriff der Eltern unseres Karl von Stein büßte sich in der Weise, daß die Familie, anstatt mit ihm zu neuem Glanze aufzuschießen, mit ihm untergeht, mit ihm ausstirbt. Von den drei Brüdern trat der eine in preußischen, der andere in österreichischen und der dritte in französischen Dienst. Jeder war tüchtig in seiner Art, alle kämpften tapfer für ihre Dienstherren und füllten überall ihren Platz vollständig aus; keiner aber von ihnen heirathete und hinterließ Nachkommenschaft. Der älteste lebte in

beständigem Hader mit seinem jüngeren, bevorzugten Bruder; sie wurden Feinde, und es hat die ganze Seelenstärke Karl's dazu gehört, den Vertrag aufrecht zu erhalten und zugleich den offenen Bruch mit seinem Bruder zu vermeiden. Der dritte Bruder, in französischen Diensten, wurde in den Strudel der Revolution mit hineingerissen und wanderte endlich nach Amerika aus. Von hier kehrte er spät heim, halb erblindet; dann aber auch in einem solchen Zustande geistiger und moralischer Verkommenheit, daß sein Bruder Karl ihm nur unter der Bedingung Unterstützung zukommen lassen zu können glaubte, daß er den Namen Stein aufgebe und unter einem anderen Namen seinem Ende entgegenlebe. So hat diese Versündigung gegen den Geist der Zeit die Folge gehabt, daß eines der Glieder der stolzen Familie als ein armer blinder Bettler starb, und daß der zum Stammhalter bestimmte jüngste Bruder, als er endlich starb, das Wappen der Familie mit in's Grab nahm. Er war der letzte der von und zum Stein, — und Heil einem Geschlechte, das sagen kann: „Ein Stein wie dieser ist der letzte unseres Stammes gewesen."

2.

Karl von Stein's Eintritt in's öffentliche Leben.

Karl von Stein hatte die Rechtswissenschaften studirt, dabei freilich sich auch mit der Geschichte, der Politik, dem Staatsrecht, der englischen Nationalökonomie ins Besondere befaßt, ja diesen Nebenwissenschaften seines Berufsfaches schließlich mehr Geschmack abgewonnen, als dem strengen Rechtsstudium. Nichtsdestoweniger ging er, nachdem er seine Studien vollendet hatte, nach Wetzlar. Er wollte beim Kammergericht die richterliche Laufbahn betreten. Hier aber stieß er auf den Actenstaub der Jahrhunderte, der in Wetzlar aufgehäuft war. Er fühlte sich zurückgestoßen von der todten und tödtenden Formwirthschaft, die hier herrschte, und schon nach ein paar Monaten wendete er Wetzlar den Rücken, um anderswo eine Thätigkeit für seinen strebenden Geist zu suchen. Er hoffte eine solche an den kleinen Höfen des Reiches zu finden. So ging er nach Mainz, Mannheim, Darmstadt, Stuttgart. Nirgends fand sich eine Stellung, die seinem männlichen Charakter zusagte. Erst in Wien ruhte er eine Weile aus. Er fand gute Aufnahme am kaiserlichen Hofe, aber auch hier wußte man ihn nicht zu fesseln; er beklagte die Zerrissenheit in den öffentlichen Zuständen, die Verkommenheit des Volkes. Nachdem er eine Weile

von dem Strudel des geräuschvollen, klangreichen, genußsüchtigen, aber innerlich so leeren Treibens der Hauptstadt Oestreichs mit fortgerissen worden war, widerstand dieß Leben sehr bald seiner ernsten, sittlichen, kräftigen Natur, so daß er schon nach Monaten sich aus demselben losriß, wieder weiter wanderte über Böhmen nach Weimar, Dresden bis nach Berlin. Hierhin zog ihn der untergehende Stern Friedrichs des Großen. Und wie sonst nirgend fühlte er sehr bald, daß hier das Feld sei, auf dem seine Frucht dereinst gedeihen könne. Der damalige Minister Heinitz war ein Freund der Familie Stein. Gefallen an dem tüchtigen, jungen Manne findend, schlug er Friedrich dem Großen Stein zu einer Anstellung vor. Es war sicher Stein's eigene Wahl, daß er im Berg- und Hüttenwesen angestellt wurde. Ein folgenreicher Zufall aber war es, daß er die Anstellung als Bergmann in der Grafschaft Mark, in Wetter a. d. Ruhr fand, und er dann hier zwanzig Jahre rüstig seinem Geschäftsberufe obliegend verlebte.

Die Freiheit war einst die Regel im deutschen Volksleben. Der deutsche Bauer war einst in allen Gauen Deutschlands ein freier Mann, Mitglied einer freien Gemeinde, die in allen Gemeindeangelegenheiten selbst entschied und in ihrer Gemeinschaft auch ein freies Glied in der großen Kette des freien Staatslebens bildete. Fast in ganz Deutschland ist diese ächt altdeutsche Bauernfreiheit zu Grunde gegangen. Einst die Regel in allen deutschen Landen, war sie nach und nach zur Ausnahme in den freigebliebenen Gauen der Schweizer, der Friesen, der Diethmarschen und zum Theile auch der Westfalen geworden.

Die Grafschaft Mark gehörte im Wesentlichen mit zu den deutschen Landstrichen und Volksstämmen, welche einen Rest der alten deutschen Bauernfreiheit gerettet, „conservirt" hatte.

Die Gemeinde bestand aus den freien Eigenthümern, „den Beerbten". Auf ihren Erbtagen schlichteten diese alle Gemeinde-

angelegenheiten, wählten sich ihre Bauernschaftsvorsteher, und ebenso den Steuereinnehmer, nachdem sie die Steuervertheilung festgestellt hatten. Auf den Landtagen, der ständigen Vertretung der ganzen Grafschaft Mark, berietheu die Adligen, die „Ritter" und die Städte die Angelegenheiten des Landes, die Steuerverwilligung und Steuervertheilung. Der Adel selbst wählte seinen Vorstand, den „Landrath".

In den Städten herrschte ein Rest von hanseatischen Städtefreiheit, ein Abglanz desselben freien Bauernselbstbewußtseins, mit dem sich Soest, wie noch heute Glarus, stolz das „Dorf" nannte. Dortmund, Hagen, Schwelm, Hamm, Iserlohn hatten ebenso Reste der alten germanischen Stadtbürgerfreiheit gerettet und fanden in diesem Reste von Freiheit die Grundlage zu jener Rüstigkeit, welche noch heute diese Städte, groß oder klein, zu Glanzpunkten des bürgerlichen Lebens, zu Brennpunkten der Gewerbsamkeit und des Fleißes macht.

In der Kirche des Landes herrschte das Presbyterialsystem, das im Gegensatz zu anderen Kircheneinrichtungen, die den Clerus als eigentliche Kirche hinstellen, die Gemeinde zur Kirche macht.

In diesem Hauche von Freiheit im Staats-, Gemeinde- und Kirchenleben lag dann die Ursache, daß das Volk der Grafschaft Mark die Bewohner vieler anderer deutschen Gaue in Zucht und Sittlichkeit, in Fleiß und Sparsamkeit, in Ernst und Tapferkeit überbot. Das ganze öffentliche Leben gab Zeugniß für diesen Geist, wie denn einst das größte Volksfest des Landes, in Altena, ein wahrhaftes Sittengericht war, bei dem zucht- und sittenvolles Leben seinen Lohn, Sittenlosigkeit ihren offenen Tadel fand.

Fast überall sonst in Deutschland hatte gedankenloser Absolutismus, in blöder Nachahmung Ludwigs XIV., alles Volksrecht und Volksleben verdrängt. An den kleinen und großen Höfen herrschte rücksichtslose, einseitige, meist zucht- und sitten-

lose monarchische Allgewalt gegenüber dem immer tiefer herabgedrückten, immer tiefer herabkommenden Volke. Seit dem Bauernkriege waren die Bauern, seit dem Alles vernichtenden dreißigjährigen Kriege auch die Städter nach und nach um den letzten Rest altdeutscher germanischer Bauern- und Bürgerfreiheit gekommen. Die Grafschaft Mark war in dieser Beziehung eine glückliche Oase in der deutschen Wüste.

Stein fühlte sich von diesem gesunden öffentlichen Leben heimisch angezogen; der frei denkende Reichsfreiherr fühlte sich wohl neben dem freien Bürger, dem freien Bauern. Er lernte hier am Volke achten, was er von und für seine Standesgenossen als Recht und Pflicht forderte. Und diese Gefühle sind mit Ursache, daß er zwanzig Jahre hier lebte, ohne daß in ihm eine Sehnsucht nach einem Wechsel in seinem äußern Leben aufgetaucht wäre.

Nur ein paar Reisen machte er, Geschäfts- und Studienreisen, und zwar in's Besondere ein paar Ausflüge nach England. Hier fand er wieder ein Volk, das sein eigenes Gesetz hatte, und das an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften und entscheidenden Antheil nahm; und hier wurde er in Ansichten, die in seinem freiherrlichen Geschlechte vom Vater auf den Sohn und Enkel und Urenkel vererbt, die er in seinen Geschichtsstudien in Justus Möser und Anderen wiedergefunden, die er in der Grafschaft Mark lebendig wirkend beobachtete, von Neuem und immer fester bestärkt. Heimkehrend fühlte er sich nur um so wohler in Mitte des tüchtigen Volksstammes, in dem er lebte und wirkte. In dem Kreise dieses kräftigen Menschenschlags fand er seine angenehmste Gesellschaft, während er von den Männern der Büreaukratie sich entfernt hielt. Obgleich diese ihn rechts und links umstanden, hat er doch Keinen gefunden, mit dem er einen innigern Umgang gepflogen hätte. Er verachtete den Beamtenhochmuth, die Beamten-

kriecherei „mit gezwungenem Lächeln und geschmeidigem Knie", wie er einem Freunde schrieb, dem er klagte, daß er „unter ihnen auch nicht einen Einzigen gefunden, an dem er das Geringste gehabt hätte".

In der Grafschaft Mark faßten die Grundsätze, nach denen Stein später handelte, feste Wurzel.

3.

Staatsmännische Vorschule.

Während Stein in der Grafschaft Mark seinem Berufe als Bergmann und Hüttenbeamter lebte, trat auch der erste Ruf zu staatsmännischer Thätigkeit an ihn heran.

Friedrich der Große hatte durch die Eroberung Schlesiens das Ansehn Oestreichs an der Wurzel angegriffen. Die östreichischen Herrscher und Staatsmänner fühlten von da an das Bedürfniß, den erlittenen Verlust in Deutschland wieder wett zu machen. Die Verhältnisse von Pfalzbaiern schienen dazu die Gelegenheit zu bieten, als Karl Theodor, Pfalzgraf von Sulzbach, nachdem er 1742 die Kurpfalz geerbt, im Jahre 1777 beim Aussterben der Kurbairischen Linie mit Max Joseph, auch das bairische Erbe erlangen sollte. Kaiser Joseph II., der gerne in Friedrich's II. Fußtapfen getreten wäre, erhob auch seinerseits Ansprüche auf Baiern, was, als Friedrich II. sich diesem Anspruche Oestreichs widersetzte, zum bairischen Erbfolgekriege führte. Das Ansehen Friedrich's war die Ursache, daß dieser Krieg, kaum begonnen, durch den Frieden von Teschen 1779 wieder beendigt wurde, indem Oestreich seine Ansprüche auf Baiern auf bessere Zeiten verschob.

Kaiser Joseph hoffte bei dem bevorstehenden Aussterben der Sulzbacher Linie mit dem kinderlosen Karl Theodor in Baiern zu erreichen, was er hier erstrebte. Er trat zu dem Ende in ein Bündniß mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland, und wußte endlich Karl Theodor selbst zu veranlassen, in

Unterhandlungen wegen eines Tausches von Baiern gegen die östreichischen Besitzungen in den Niederlanden einzugehen. Kaum wurde diese Absicht bekannt, als der Erbe Karl Theodor's, der Herzog Karl II. von Pfalz-Zweibrücken, dagegen Verwahrung einlegte, und Friedrich II. seinerseits einen „deutschen Fürstenbund“ gründete „zur Vertheidigung der Rechte und Besitzungen der Reichsfürsten und der Reichsverfassung“. Daß es sich für Friedrich II., der Preußens Macht durch die Eroberung Schlesiens gegründet, und der bei jeder Gelegenheit seine Verachtung vor der „Reichsverfassung“ thatsächlich bekundet hatte, um etwas Anderes als um diese Reichsverfassung handelte, ist klar. Er suchte in einem Bunde mit den norddeutschen Fürsten: Sachsen, Braunschweig, Lüneburg und Anderen eine größere Machtstellung für Preußen, Oestreich gegenüber, um dieses zu verhindern, durch den Erwerb von Baiern doppelt wieder zu gewinnen, was es an Schlesien verloren hatte.

Zur festern Begründung, oder besser zur leichtern Handhabung des Vorwandes der „Vertheidigung der Reichsverfassung“ war es von einiger Bedeutung, auch den Reichskanzler, den Kurfürsten von Mainz, zum Eintritt in den „Fürstenbund“ zu veranlassen, da dessen Zutritt zum Fürstenbunde dem Vorwande der Vertheidigung „der Reichsverfassung“ eine Scheinberechtigung gab.

Joseph II. bot auch seinerseits Alles auf, um den Kurfürsten Friedrich Karl als Reichskanzler für den Plan eines Tausches von Baiern gegen die östreichischen Niederlande zu gewinnen; und Friedrich II., von Heinitz auf den Freiherrn von Stein, dessen Familie, als dem rheinischen Adel angehörend, stets die engsten Verbindungen in Mainz gehabt hatte, aufmerksam gemacht, trug diesem die Stelle als Gesandter in Mainz an. Stein aber lehnte dieß Anerbieten ab. Er verachtete das Getriebe der kleinen rheinischen Priesterhöfe und wollte gegen

eine Stellung als Gesandter in Mainz seinen Beruf in der Grafschaft Mark nicht austauschen. Dennoch übernahm er endlich die besondere Sendung, den Reichskanzler und Kurfürsten für den Fürstenbund Friedrich's zu gewinnen, und ging mit diesem Auftrage als „Reisender" nach Mainz. Hier stieß Stein auf ein paar Namen, mit denen er künftig noch oft zusammentreffen sollte. Dalberg war Koadjutor des Kurfürsten, und Metternich, damals noch nicht Fürst, sondern Reichsfreiherr, wie Stein, war östreichischer Gesandter am kurfürstlichen Hofe. Ein besonderer östreichischer Sendbote, Trautmannsdorf, endlich auch ein französischer Gesandter, O'Kelly, machten allesammt Stein das Feld streitig und wußten bei der „Freundin" des Kurfürsten, Frau von Kudenhofen, und dem Geldmanne des mainzer Hofes, von Strauß, einem geadelten Juden, die rechten Mittel zu finden, den Kurfürsten durch immer neue Zweifel zurückzuhalten, so oft Stein glaubte, schon am Ziele zu sein. Es ist mitunter wahrhaft komisch, wenn man die kleinen feinen Fäden sieht, mit denen der Kurfürst umsponnen ward, und die dann Stein in seiner offenen Bergmannsart dennoch mit Klugheit stets zerreißt. In der That erlangte Stein, trotz aller kleinlichen Ränke, die an diesem Hofe spielten, schließlich doch den Beitritt des Kurfürsten zum Fürstenbunde Friedrichs. Kaum aber hatte er das Versprechen, noch nicht einmal die Ausfertigung des Vertrags, so eilte er der elenden Frauen-, Pfaffen-, Juden- und Junkerwirthschaft an diesem Musterhofe eines deutschen geistlichen Fürsten zu entrinnen und wieder zu seinen Bergwerken zurückzukehren. —

Er hatte die volle Zufriedenheit Friedrichs des Großen erworben und war wirklich nicht wenig mit Schuld, daß die Pläne Oestreichs, von Rußland und Frankreich unterstützt, an dem „Fürstenbunde" Friedrichs zum „Schutze der Reichsverfassung" scheiterten.

4.

Die französische Revolution.

Die Erfolge, welche Stein zu Mainz fast im Sterbejahre Friedrichs des Großen gehabt hatte, trugen ihm unmittelbar nach Friedrichs Tode von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. das Anerbieten eines Gesandtschaftspostens im Haag, und später in Petersburg ein, die er beide von der Hand wies. Das Ränkegetreibe der Diplomaten widerstrebte seinem Wesen; sein Beruf, thätig an dem Wohle der tüchtigen Bevölkerung Westfalens mit arbeiten zu dürfen, stand ihm unendlich höher. Sein Wirkungskreis erweiterte sich übrigens hier Schritt für Schritt durch die Achtung, die er sich in den höchsten Kreisen der Regierung ebenso wie im Volke erwarb und die täglich wuchs. So wurde er denn auch vom Nachfolger Friedrich's des Großen, kaum zwei Monate nach dessen Tode, zum geheimen Oberbergrath, und zwei Jahre später zum ersten Kammerdirector bei den Kriegs- und Domänenkammern von Cleve und Hamm ernannt.

In dieser Stellung war er thätig im Geiste der Zeit, der überall, auch in Deutschland, die Fessel der Feudalherrschaft und Knechtschaft zu sprengen suchte, — in dem freien Geiste, der Stein's Wesen belebte, den er in den Resten altgermanischer Freiheit in der Grafschaft Mark wiederfand, den er in England staatsmännisch entwickelt und alle Institutionen des mächtigen

Reiches belebend erkannt und in längerem mehrmaligem Aufenthalte studirt hatte. Er setzte eine Umwandlung der drückenden, verletzenden, stets ungerechten „Accise" in eine feste Steuer durch, und zwar bei den Ständen der Grafschaft mit deren freien Zustimmung; er erwirkte so dem flachen Lande eine vollkommene Verkehrs-, Gewerbs- und Handelsfreiheit. Zum Vortheile der letztern betrieb und verwirklichte er die Schiffbarmachung der Ruhr und die Herstellung von mehr denn zwanzig Meilen Kunststraßen durch die ganze Grafschaft Mark.

Der Geist der ständischen Selbstverwaltung, der Geist freier Bauern- und Bürgerselbstständigkeit wurde durch ihn neu belebt und auch in die staatliche Verwaltung übergetragen, indem er stets durch die Stände alle staatlichen Forderungen vermittelte, und diesen überhaupt, soweit sein Einfluß reichte, eine erneuerte Thätigkeit gab.

Aus dieser Wirksamkeit rissen ihn dann die Folgen der französischen Revolution heraus. Die französische Revolution keimte in denselben befreienden Ideen und Bestrebungen, welche von Stein, und in ganz Deutschland viele denkende Staatsmänner und alle Freunde der Aufklärung, des Fortschrittes, der Freiheit beseelte und handeln machte. Die große Mehrzahl derselben war daher auch bis zur Zeit, wo die Schreckensherrschaft in Frankreich, durch die europäische Rückbewegung herausgefordert, zur Rettung der Nation ihr blutiges Haupt erhob, der französischen Bewegung befreundet. Stein aber hatte von Anfang an kein Vertrauen in das französische Volk. Er war zu sehr deutscher Reichsfreiherr, zu sehr der Sohn der rheinischen Ritterschaft, die in hundert Kriegen gegen die Herrscheranmaßungen der Franzosen auf deutschem Boden gekämpft hatte. Er hatte den Gedanken, daß die Franzosen die Erbfeindschaft gegen deutsches Volk gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen. Er sah die französische Revolution

von Anfang mit mißtrauischem Auge an. Als sie endlich in die blutgedüngten Wege des Schreckens einlenkte, klagte er die Franzosen der kecken, frevelhaften Mittel wegen an, wenn sie mit diesen auch die edelsten Zwecke zu erreichen streben mochten. Er hielt die französische Nation für leichtsinnig, überkeck, frevelhaft, ohne tiefes Rechtsbewußtsein, ohne inwohnendes Pflichtgefühl. So war er, als der Kampf gegen die französische Nation und Revolution von den deutschen Herrschern aufgenommen wurde, vollkommen bereit, für denselben mit seiner ganzen Thätigkeit einzutreten.

Bis zum Ausbruche der Revolution in Frankreich waren Preußen und Oestreich offene oder geheime Feinde, die sich überall Einer dem Andern den Einfluß im In- und Auslande streitig zu machen suchten. Als aber in Frankreich das Volk sich erhob, als die Verfassung den Einfluß des Königs auf die Regierung beschränkte, als der König flüchtete, gefangen zurückgeführt wurde, und dann das Königthum, der Thron schwankte,— da vereinigten sich die deutschen Erbfeinde zur Bekämpfung der Revolution.

Die Geschichte des Krieges, den Preußen und Oestreich gegen die französische Revolution begannen, ist allbekannt. Bei Valmy stand das sieggewohnte Heer Friedrich's des Großen den zusammengerafften Kämpfern der französischen Revolution zum ersten Male gegenüber. Da trug es sich denn zu, daß die preußische Armee zwar noch einmal siegte; aber im Erstaunen über die neue Macht, die neue Kampfart, der sie hier siegreich gegenübertrat, den Sieg nicht zu benützen wußte, erst stutzte und dann sich zurückzog, bis der glorreiche Feldzug bald mit dem fluchtartigen Rückzuge über den Rhein endigte.

Bisher hatte Stein, durch seine Stellung berufen, die Mittel zum Kriege herbeischaffen zu helfen, dem Kriege selbst ruhig zugesehen. Was ihn veranlaßte, sich jetzt zur Armee zu

begeben, ob ein Ruf oder der eigene Trieb, ist geschichtlich nicht festgestellt. Aber fast unmittelbar nach dem Rückzuge über den Rhein finden wir ihn bei dem preußischen Heere in der Gegend von Frankfurt. Von da eilte er nach Darmstadt und Gießen, und es gelang ihm hier, den noch schwankenden Landgrafen von Hessen zu veranlassen, sein Heer von 10,000 Mann zu den Preußen stoßen zu lassen. Stein wußte mit dem eignen Muthe auch diesen Fürsten zu erfüllen, und ebenso auch den Muth des Heeres, zu dem er von Gießen zurückkehrte, neu zu beleben. In Frankfurt gelang es ihm, mit Hülfe der dortigen ergebenen Vaterlandsfreunde das Volk aufzurütteln, einen Volksaufstand gegen die französische Armee, die Frankfurt besetzt hielt, zu erregen. Die Lehrlinge und Gesellen der Zünfte thaten sich zusammen und jagten, als die Preußen sich näherten, die Franzosen aus Frankfurt hinaus. Stein hatte einen Aufruf an die Jugend erlassen, welcher zündete. Endlich war von Stein auch dabei, als die Höhen von Hochheim von den preußischen Truppen gestürmt und die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen wurden. Erst nachdem so der Feldzug mit Ehren geschlossen war, eilte Stein nach Westfalen zurück, um in seiner Stellung als Director der Kriegs- und Domänenkammer, so viel an ihm lag, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges flüssig zu machen. In Wesel angekommen aber fand er hier auch noch andere Arbeit. Wesel hatte nur eine geringe Besatzung, weil man es nicht für gefährdet gehalten. Jetzt standen Franzosen in seiner Nähe, hatten sogar die Insel Büderich bei Wesel durch Ueberraschung weggenommen und forderten von hier aus die Festung auf, sich zu ergeben.

In der Festung selbst herrschte Kopflosigkeit als Stein ankam. Es wurde ihm aber nicht schwer, auch hier den rechten Geist, wie er selbst von ihm belebt war, zu wecken. Den Zorn, der ihn erfaßte, als von Uebergabe der Festung die Rede

war, theilte er seiner Umgebung mit. Hier, wie in Frankfurt, fand er das Volk bereit zur Vertheidigung; er rief die Jugend auf und steckte sie in die Uniformen der Rüstkammern, ebenso die Trainsoldaten und die Invaliden. Und an der Spitze des so im Zorne aus dem Boden gestampften Heeres griff er die Franzosen auf der Insel Büderich an, die ihrerseits, durch den unverhofften Widerstand überrascht, leicht von der Insel vertrieben wurden und sich dann auch aus der Umgegend von Wesel zurückzogen. In spätern Zeiten, bei einer feierlichen Gelegenheit, legte Stein, auf diese Thatsache fußend, Zeugniß dafür ab, daß das deutsche Volk in dieser trostlosen Zeit überall bereit gewesen, für das Vaterland einzutreten, und daß, wenn dieser gute Wille des Volkes fast überall ohne Anwendung geblieben, daran nur die deutschen Fürsten und ihre Rathgeber Schuld waren.

So hatte Stein seine Ergebenheit und seine Kraft daran gesetzt, die Ehre der preußischen und deutschen Waffen retten zu helfen, und es würde nach diesem Schlusse des ersten Feldzuges, unter dem Einflusse von Männern wie Stein, der zweite und folgende Feldzug höchst wahrscheinlich zu andern Ergebnissen geführt haben, wenn nicht ein höherer Einfluß in's Mittel getreten wäre. Die Feldzüge von 1793 und 1794 brachten die Entscheidung über das Schicksal Deutschlands und Europa's. Diese Entscheidung selbst aber wurde herbeigeführt durch einen Geist, der wie ein blutiger Schatten von jetzt an die deutsche Geschichte und ebenso das Leben Stein's, der bald im Mittelpunkte der deutschen Geschichte stehen sollte, in's Besondere durchzieht.

Im Jahre 1772 vereinigten sich drei der gewaltigsten Mächte Europa's, um ein ohnmächtiges Volk zu erdrücken und zu zerreißen: Preußen, Oestreich und Rußland theilten Polen. Es hatte bis zu dieser Stunde in Europa eine Art Staats-

recht gegeben, wie oft man dasselbe auch mit Scheingründen zu umgehen gewußt hatte. Von nun an herrschte die rohe und schamlose Gewalt. Die „Macht", Unrecht zu thun, scheute sich nicht mehr, das Recht offen mit Füßen zu treten, sobald sie daraus Nutzen ziehen zu können hoffte. Von der Stunde an aber sieht der Blick dessen, der die Verhältnisse, welche die Geschicke der Völker bedingen, zu erkennen vermag, den Geist des rächenden Polens die deutsche Geschichte zum tiefen Unheil der deutschen Nation durchwandern.

Jeder Deutsche weiß, wie die Feldzüge von 1793 und 1794 zu dem schmählichen Frieden von Basel geführt haben. Wo lag die eigentliche Ursache, daß dieser Frieden, so wie er als Merkzeichen der deutschen Zerrissenheit zur tiefsten Erniedrigung des deutschen Volkes in seiner Geschichte erscheint, geschlossen wurde? Als die deutschen Armeen im Beginn des Feldzuges von 1793 gegen Frankreich siegreich waren, glaubte Rußland die Gelegenheit benutzen zu können, um den Rest Polens noch einmal zu theilen. Preußen wurde eingeladen zum Antheil an der leichten Beute, und Preußen nahm was ihm geboten wurde. Während die französischen Heere gegen die Thore Deutschlands drängten, wurde Polen zum zweiten Male getheilt. Die zweite Theilung Polens führte dann zu dem Aufstande der Verzweiflung des polnischen Volkes unter Kosciuszko, wodurch Preußen seinerseits veranlaßt wurde, den größten Theil seiner Truppen aus dem Kampfe gegen Frankreich zurückzuziehen. Auf diese Weise stand Oestreich allein dem gewaltigen Stoße der Revolutionsarmee gegenüber. Da es ohnedieß gegen Preußen mißgünstig war, weil dieses auf's Neue ein schönes Stück von Polen erhielt, während Oestreich leer ausging, so wollte und konnte es den Kampf gegen die Franzosen in den Niederlanden nicht allein fortführen. Nach der Schlacht bei Fleurus sagte sich Oestreich: „Wenn Preußen mich verlassen hat, so fühle ich

mich nicht berufen, Preußen am Niederrhein zu decken"; es zog sich zurück und überließ den Rhein und die Niederlande ihrem Schicksale. Nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen stand das bedrohte Preußen den französischen Armeen offen, und hierin findet der Friede von Basel seine Erklärung. Preußen machte Frieden und forderte Neutralität für halb Deutschland und gestand Frankreich die deutschen Rheinlande zu. Während es noch einmal bei einer Theilung Polens mitgeholfen hatte, tauchte der Gedanke der Demarkationslinie in Deutschland auf, durch welche Deutschland in zwei Theile zerrissen werden sollte; in demselben Augenblicke, wo sich Preußen bei dem Verbrechen an Polen noch einmal betheiligte, um polnisches Land zu gewinnen, muß dasselbe Preußen die deutschen Rheinprovinzen an Frankreich überliefern. Dieß Alles hätte die Augen eines denkenden Staatsmannes öffnen sollen. Aber All dieß verhinderte nicht, daß bald darauf auch Oestreich seinen Sonderfrieden schließt und sich von Frankreich ein Stück von Italien schenken läßt. Während der rächende Geist der Geschichte Preußen, Oestreich, Deutschland straft wegen des an Polen begangenen Unrechts, bietet die französische Republik, nachdem sie ihre Schwester in Italien, das ehrwürdige Venetien, in heuchlerischen Umarmungen erdrückt hatte, dem Kaiser von Oestreich zum Austausch gegen den herrlichen deutschen Breisgau, den ein italienischer Fürst, der Herzog von Modena, erhalten sollte, Venetien an, das dann das Nessushemde wurde, welches dem Kaiserstaate jede freie Bewegung für alle Zukunft nahm.

5.

Neue Friedensthätigkeit Stein's.

Stein sah diese Entwicklung der Dinge mit großem innern Mißbehagen. Er flüchtete vor demselben zu den Westfalen, zu seiner strengen, harten Arbeit im Dienste eines schönen Berufes und eines tüchtigen Volkes.

Sodann aber konnte er sich jetzt auch in seine Familie zurückziehen; er hatte geheirathet und zwar am 3. Juni 1793. Seine Gattin war Wilhelmine, Gräfin Walmoden, sie einundzwanzig, er siebenunddreißig Jahre alt. Sie war die Tochter eines Sohnes Georg II. von England und der Gräfin Yarmouth. Diese königliche Abstammung war wohl nicht ohne Einfluß auf Stein's Wahl gewesen. Uebrigens hatte er die Angelegenheit ohne alle „Sentimentalität", fast geschäftlich, abgemacht. Es ist bezeichnend, daß die Ehe in Deutschland bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur sehr selten anders als mit vollkommener Ruhe und kalter Ueberlegung geschlossen wurde. Göthe's „Werther", der in diese Zeit fällt, der der ausgesprochenste Gegensatz gegen Göthe's eigenes Wesen, seine Verfahrungsweise dem Weibe gegenüber ist, hat die „Sentimentalität" erst in's deutsche Volk hineingepfropft.

Stein war heftig, seine junge Frau schön und kalt; beide gleich stolz im besten Sinne des Wortes, und so dauerte es lange, bis sie sich in der Ehe fanden, was schließlich bei zwei so edlen Menschen, trotz mancher schroffen Gegensätze in der schönsten, reinsten und wohlthuendsten Weise der Fall war.

Anfangs aber war nicht Alles Honig in den Honigmonaten der jungen Eheleute. Stein selbst sagt uns in einem Briefe, daß er auf der Hochzeitsreise einige Tage in Heinde bei den Verwandten seiner Frau, dann ein paar Tage in Frankfurt bei seiner Schwester gewesen, von wo er allein in's Lager nach Mainz ging. Nachdem hier seine Geschäfte beendigt, — ritt er wieder allein durch das sauerländische Gebirge nach Hamm, wo er sich, wie er einer Freundin, der Frau von Berg, schrieb, wieder „in sein altes Gleis einpaßte, und das, was für mich ein gebieterisches Bedürfniß ist, Ruhe, Einsamkeit, bestimmte Beschäftigung genieße." — „Meine Frau," setzt er hinzu, „ist auf dem Gute ihrer Schwester bei Bamberg."

Eine andere Aeußerung aus diesen Tagen des Honigmonats an dieselbe Freundin ist vielleicht noch bezeichnender. Stein schrieb ihr im October: „Mir scheint das Schicksal der Weiber in den obern Klassen der Gesellschaft unglücklicher als das der Männer. Jene werden selten zu ihrer ihnen von der Natur angewiesenen Bestimmung ausgebildet, der einer Mutter, einer Erzieherin. Man entwickelt in ihnen nur den vagen Wunsch zu gefallen, und macht sie mit den materiellen Mitteln dazu bekannt, und ihr ganzes Leben ist einem leeren Streben nach allgemeinem Beifall, der nie erreicht wird, der Beachtung einer Menge zweckloser Pflichten gewidmet; ihr ganzes Ideensystem besteht aus incohärenten Bruchstücken der Meinungen, Gebräuche und Urtheile der großen Welt und Alles trägt dazu bei, sie von ihrer einzigen wahren Bestimmung zu entfernen."

Es erklärt sich leicht, daß bei dieser Stimmung des ernsten, fast vierzigjährigen Mannes und der zwanzigjährigen Tochter der „obern Klassen der Gesellschaft", der „großen Welt", es eine Weile dauern mußte, bis die beiden Ehegatten sich endlich fanden. Drei Töchter, die die Gattin ihrem Manne schenkte, wurden immer festere Banden, die endlich das schöne, ernste,

ruhige Seelenverhältniß, das zuletzt zwischen ihnen bestand, knüpfen halfen. —

Die Art, wie Stein sich während des Krieges benommen, sich dem Heere zur Verfügung gestellt, für dasselbe gesorgt, mit ihm gekämpft hatte, trug ihm eine neue Beförderung ein, er wurde vom Könige im Juni 1796 zum Oberpräsidenten der westfälischen Kammern ernannt.

Als solcher hat er dann in seiner Art gewaltet. Er hat, so weit seine Macht reichte, die Erbunterthänigkeit abzulösen gesucht; den Dienstzwang überall, wo er noch stattfand, durch Verträge gegen Entschädigung abzuschaffen gewußt; er hat überall die Hindernisse, welche der freien Arbeit, dem freien Erwerbe im Wege standen, beseitigen geholfen. Der Geist, in dem er hierbei den Bestrebungen des oft engherzigen Adels gegenüber thätig war, spricht sich am klarsten in einer Aeußerung aus, in welcher er „die Wohnung eines mecklenburgischen Junkers" mit „der Höhle eines Raubthiers" vergleicht, „das nichts Lebendiges neben sich dulde und aufkommen lasse."

Als Oberpräsident von Westfalen war er es endlich, der die große Heerstraße über den Teutoburger Wald durchführte und die Schifffahrt der Weser in jeder Weise zu fördern und zu heben wußte.

In dieser Zeit wurde er veranlaßt, an einen preußischen Prinzen, einen tüchtigen Menschen, der aber in den Lüsten des Lebens zu verkommen drohte, den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der später auf dem Schlachtfelde einen ruhmvollen Tod fand, einen Mahnbrief zu schreiben, um ihn den Armen der Lust zu entreißen. Der Brief dürfte an manchem Fürstenspiegel stecken. Stein schrieb dem Prinzen: „Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter der Völker, da sie denselben von den öffentlichen Geschäften entfernen, und deren Verwaltung einem eingeübten, ränkesüchtigen Beamtenheere anver-

trauen. Die kleinen verbündeten Freistaaten begünstigen am meisten die Entwicklung der Menschenart, aber machen das Leben des Einzelnen stürmisch." Dann setzte er hinzu: „Lesen Ew. Königl. Hoheit den Plutarch", — „arbeiten Sie". — „Aber während Sie Ihre Fähigkeiten entwickeln, während Sie arbeiten, Kenntnisse erwerben — — warum möchten Sie so viele andere sittliche Beziehungen verletzen, gegen so manche andere Grundsätze verstoßen, in deren Achtung eine Seele wie die Ihrige ihr Glück finden müßte."

Daß sein Warnungsruf in dem Getriebe der prinzlichen Umgebung verhallte, macht ihn nicht weniger würdig des Mannes, der ihn dem Prinzen zurief.

6.

Uebergang ohne Umkehr.

Mit Friedrich Wilhelm III. kam ein besserer Geist in Preußen zur Herrschaft. Das schmähliche Favoritenwesen, das unter Friedrich Wilhelm II. gewaltet, sagte der ernsten Natur, dem sittlichen, sparsamen, ordnungsliebenden Character Friedrich Wilhelms III., die wöllnerische pietistische Heuchelei seinem tiefern religiösen Gefühle nicht zu. Aber an der Stelle der weiblichen Favoriten und der kirchlichen Heuchler trat politisches Ränkespiel einer bodenlosen und meist auch vollkommen gedanken- und haltlosen Cabinetsregierung. Die Sittlichkeit, die Ordnung, die Sparsamkeit aber, die jetzt überall herrschte, die dem neuen Könige erlaubten, in wenig Jahren Ordnung in die ganze Finanzverwaltung des Staats zu bringen und in den ersten acht Jahren 17 Millionen Thaler zu ersparen, waren überallhin in Preußen wohlthätig. Auch Stein hoffte mit dem Regierungswechsel auf eine bessere Zukunft und arbeitete von Neuem rüstig in seinem Kreise, um die Regierung in jeder Weise zu unterstützen. Sehr bald traten aber Dinge ein, bei denen nach Stein's Ansicht Preußen hätte mitwirkend eingreifen sollen. Oestreich rüstete von Neuem zum Kampfe gegen Frankreich. Nach Stein's Ueberzeugung hätte Preußen Oestreich die Hand bieten und mitrüsten und mitkämpfen müssen. Und in der That würde Frankreich wohl nimmer jene furchtbare Ueber-

macht erlangt haben, mit der es später Deutschland erdrückte, wenn ganz Deutschland im Geiste Stein's, im Geiste des deutschen Volks, das überall, wo es dazu angetrieben wurde, kampfbereit dem äußern Feinde gegenübertrat, Frankreich gegenüber gestanden hätte. Aber mit der „Demarkationslinie", die Deutschland in zwei Theile zerriß, die Preußen mit halb Deutschland erlaubte, zuzusehen, während der „Reichsfeind", der vielhundertjährige „Erbfeind" des deutschen Volkes, die andere Hälfte Deutschlands mit Oestreich' erdrückte und unterjochte, war eine Bahn betreten, die in der tiefen Feindschaft, welche seit der Eroberung Schlesiens zwischen Oestreich und Preußen herrschte, begründet lag. Die preußische Politik baute auf den Untergang Oestreichs die Hoffnung der Größe Preußens, und sah in diesem Gedanken ruhig zu, wie Frankreich halb Deutschland bekämpfte, besiegte, vernichtete, an seinen Siegeswagen fesselte. Durch die Mitbenutzung der Kräfte von halb Deutschland zu allen Zwecken und Zielen Frankreichs erlangte dieses erst die furchtbare, weltbeherrschende und schließlich auch Preußen mit der andern Hälfte Deutschlands unterjochende Uebermacht.

Friedrich Wilhelm III. war überdieß geschaffen für diese Politik, denn er war seiner ganzen Natur nach eine neutrale Erscheinung; er wußte bei dem besten Willen, den edelsten Absichten in allen entscheidenden Gelegenheiten nie recht zu einem festen Entschlusse zu kommen. „Neutralität" war der Gedanke, der seine ganze Regierung durchzog, und in diesem Gedanken, der auch in Preußens Politik lag, sah er ruhig zu, während Oestreich kämpfte und unter der Führung des Erzherzogs Karl glänzende Thaten mit seinen Heeren verrichtete, — während Rußland unter Suwarow's Kriegsführung die ganze Macht Frankreichs erschütterte. Um diese Zeit schrieb Stein an die Frau von Berg, seine und auch des Königs von Preußen Freundin:

„Was sagen Sie zu dem jungen Karl und seinem braven Heere? Wir amüsiren uns unterdeß mit Kunststücken der militairischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und dieser Staat hört auf ein militairischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden."

Als Oestreich und Rußland noch einmal bei Marengo besiegt, und Oestreich den Lüneviller Frieden zu schließen gezwungen war, mußte Preußen freilich ruhig zusehen, daß jetzt das ganze linke Rheinufer an Frankreich kam. Dafür erhielt dann Preußen seinen Lohn in dem „Hauptschluß der Reichsdeputation", der unter Frankreichs durchschlagender Vermittelung zu Stande kam, das befreundete Preußen abrundete, mit deutschem Lande, deutschen Reichsfürsten ohne Recht abgenommenen Landen, vergrößerte. Hildesheim, Quedlinburg, Goslar, Münster, Paderborn, Herford, Essen, Werden, Erfurt, Nordhausen, Mühlhausen waren der Lohn dafür, daß Preußen ruhig zugesehen hatte, wie Frankreich die andere Hälfte Deutschlands bekämpfte, zu seinen Planen und Zwecken zu unterjochen suchte und theilweise unterjochen konnte.

Stein wurde berufen zur Verwaltung dieser neuen Errungenschaften Preußen's; sie lagen meist in der nächsten Umgebung seines frühern Thätigkeitskreises. Er hoffte sie in demselben Geiste verwalten zu können, in welchem er in Westfalen bis jetzt thätig gewesen war. Und so war eine seiner ersten Denkschriften über die neuen preußischen Lande dahin gerichtet, daß die Landständische Verfassung zu erhalten und zu beleben sein werde; — und einer der ersten Erlasse des „Cabinets" dem er gegenüberstand, ging dahin, daß diese Landstände und landständische Verfassung zu beseitigen seien.

Es war dieß sicher ein harter Stoß für Stein und seine Richtung. Er verschmerzte denselben auch nicht lange.

Preußen blieb neutral auch als England 1803 Frankreich

den Krieg erklärte, und in Folge dessen die Franzosen auch in Norddeutschland, diesseits der „Demarkationslinie“ mit der Besetzung Hannovers, festen Fuß faßten. Als zu all diesen, Stein in seinem Heiligsten verwundenden Ereignissen, endlich Napoleon sich zum Kaiser von Frankreich erklären ließ, und als solcher von allen deutschen Fürsten anerkannt wurde, alle ihm in unwürdiger Weise den Hof machten, während Napoleon alle mit Hochmuth behandelte und mißhandelte, — da konnte endlich Stein es nicht länger verwinden. Er sorgte für seine Westfalen, indem er sich in dem gleichgesinnten Freunde, Freiherrn von Vincke, einen Nachfolger suchte; und als dieser seine Stelle anzunehmen bereit war, forderte er seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste.

7.

Stein's erstes Ministerium. Kampf gegen die Cabinetsregierung.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt." In demselben Augenblicke, in dem Stein seinen Abschied nahm, starb der damalige preußische Finanzminister von Struensee. — Der Kabinetssekretair Beyme warf sein Auge auf Stein als Ersatzmann für den verstorbenen Minister. — Als Beyme dem Könige zuerst von Stein für diese Stelle sprach, wollte Friedrich Wilhelm III. von ihm nichts wissen: „Er ist ein Genie," wär der Grund, mit dem er Anfangs der Wahl Steins widersprach. Beyme wußte ihn aber endlich dennoch für Stein's Wahl zu gewinnen.

Ebenso war aber auch Stein Anfangs nicht gesonnen, die Wahl anzunehmen. Allgemeine Gründe hatten eben in ihm gesiegt, und ihn zu dem Entschluße gebracht, sich aus dem preußischen Staatsdienste in das Privatleben zurückzuziehen. So lehnte er den Antrag im ersten Augenblicke ab. Er erklärte, daß dieser Zweig des Staatslebens nicht seine Spezialität sei; er glaube nicht im Stande zu sein, das Amt eines Finanzministers versehen zu können. Endlich ließ er sich aber doch von Freunden und Gründen, die bei ihm laut dafür sprachen, die Gelegenheit nicht von der Hand zu weisen, auf einem größeren Felde für das Heil des Vaterlandes thätig zu

sein, bereden, vorerst das Amt zum Theile zu übernehmen. Er wurde Vorstand der Verwaltung der Zölle, der Steuern, des Handels und der Industrie. Auch in dieser Stellung hat Stein das Unendliche geleistet. Der erste Schritt auf diesem Gebiete war die Aufhebung aller Binnenzölle in Preußen, war die Neugestaltung des Zollsystems nach einem einfachen, klaren, gleichmäßigen Maßstabe. Von nicht geringerer allgemeiner Bedeutung war dann auch das von ihm hergestellte statistische Bureau. Endlich aber übernahm er das ganze Finanzministerium und mit ihm auch die Seehandlung, Preußens großes Finanz-Institut. Kaum hatte er Kenntniß von dem inneren Getreibe in derselben genommen, so mußte er sich auch überzeugen, daß der letzte Vorstand der Seehandlung auf die gewissenloseste Weise mit den Geldern des Staates gewirthschaftet hatte. Dieser, ein Jude, David Ephraim, hatte bedeutende Eingriffe in die Kassen gemacht, wofür ihn Stein zur Verantwortung zog. Auch jetzt bekundete sich der staatsmännische Blick Steins, indem er Niebuhr aus dänischen Diensten nach Preußen berief und ihn als Direktor an die Spitze der Seehandlung stellte. Niebuhr wurde dann sein Gehülfe nach vielen Richtungen hin. Die Hauptreform aber, die Stein überall, wohin sein Blick drang, wohin sein Einfluß reichte, förderte, war die „Moralisirung" des Beamtenstandes, waren Ordnung, Redlichkeit, und auch Sittlichkeit, die er von jedem seiner Untergebenen forderte, erzwang, und womit er an vielen Stellen einer langjährigen Entartung für lange ein Ende machte.

Je höher aber Stein stieg, desto näher trat er dem eigentlichen Urquell des Unheils für Preußen, der Kabinets-Regierung. Allerdings gab es in Preußen Minister, aber die Minister hatten keinen Zusammenhang mit dem Könige, und hatten ebenso wenig einen Zusammenhang unter sich und mit dem Volke. Das Volk war rechtlos und wurde gedankenlos von der Regierung be-

herrscht. Die Spezialminister und Minister der verschiedenen Provinzen saßen in Berlin und verwalteten ihre Regierungszweige und Provinzen durch Erlasse. Alles war ohne innere Gliederung, ohne inneren Halt. Die eigentliche Regierung bestand aus vier Männern, von denen zwei Minister waren, wenigstens den Namen von Ministern trugen. Es waren Graf von Haugwitz und von Gombard. Die beiden Anderen waren Sekretäre; von denen Beyme den größten Einfluß auf den König ausübte. Diese Cabinetsminister und Sekretäre allein verhandelten mit dem Könige; und was geschah, geschah durch sie. Stein fühlte mehr als irgend ein Anderer, daß kein Zusammenhang zwischen dem Herrscher, der Regierung und dem Volke bestand; er fühlte den Mißstand, der dadurch eintrat, daß die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes in keinem Punkte Berücksichtigung fanden, daß mit Einem Worte: keine Staatsregierung bestand, sondern nur eine Cabinetsregierung, die nach jeder Richtung hin vollkommen willkührlich handelte. Wie er, so fühlten die tüchtigsten Männer seiner Zeit die Unnatur dieser Regierungsweise so tief, daß vielseitiges Mißbehagen sich zu regen begann. Ehe dasselbe aber recht zum klaren Bewußtsein und offenen Ausspruche gekommen war, traten Ereignisse ein, welche zeigen sollten, wie berechtigt dasselbe gewesen. Preußen sah dem Neutralitätsgedanken zu Folge, unthätig zu, wie Oestreich im Jahre 1805 von Frankreich noch einmal zertreten wurde. Kaiser Napoleon lockte damals Preußen mit einem Geschenke, wie die französische Politik einst Oestreich mit dem Geschenke Venetiens gelockt hatte, einem Geschenke fremden Landes, das ihm nichts kostete und Preußen, so gut wie Venedig Oestreich, lahm legen helfen sollte.

Napoleon versprach und gab Preußen Hannover, unter der Bedingung, daß es dem Entscheidungskampf zwischen Frankreich und Oestreich auch ferner ruhig zusehen wolle. Frankreich hatte

bis dahin Hannover besetzt gehalten; jetzt konnte es seine Truppen zu dem harten Kampfe gegen Rußland im Bunde mit England und Oestreich verwenden. Rußland dagegen wollte jetzt Hannover für England zurückerobern, und zu dem Ende durch Preußen nach Hannover rücken. Preußen auf seine Neutralität sich berufend, verweigerte hierzu die Erlaubniß und waffnete, um sie mit Gewalt zu verweigern. Unterdessen rückten Bernadotte und andere Unterbefehlshaber Napoleon's, ohne um Erlaubniß zu fragen, ohne ein Wort der Entschuldigung, ohne auch nur das Geschehene zu melden, durch preußisches Gebiet, durch Anspach und Bayreuth gegen das Hauptheer Oestreichs vor. — Das Cabinet des Königs von Preußen hatte kein Gefühl dafür, daß eine vaterländische Pflicht und zugleich eine weltgeschichtliche Aufforderung antreiben mußte, gemeinsam mit Oestreich für Deutschland gegen Frankreich einzutreten; wohl aber begriff Friedrich Wilhelm III., daß ihm in Anspach klares Unrecht geschehen, daß ihm hier eine Schmach angethan worden. Stein und alle Gleichdenkenden in Preußen benutzten diese Stimmung des Königs, diese Richtung des Cabinets, um zum Kriege zu treiben. — Stein insbesondere legte dem Könige eine Denkschrift vor über die Finanzoperationen zur Herbeischaffung der Kosten eines Feldzuges. Zugleich aber sprach er die Nothwendigkeit aus, den Krieg zu einem Volkskriege zu machen, und schlug dem Könige vor, „durch Wort und Schrift den Geist des Volkes wecken“ zu lassen. Letzteres lag aber dem Wesen des Königs so ferne, daß Stein hier vollkommen tauben Ohren predigte. Dagegen sah Friedrich Wilhelm III. sich immerhin veranlaßt, sich an Oesterreich, Rußland und England anzuschließen. Und wirklich kam ein geheimer Bundesvertrag mit diesen Staaten zu Stande. — Kabinets-Minister von Haugwitz wurde dann an Napoleon geschickt, um diesem ein Ultimatum

zu überbringen und, da dasselbe voraussichtlich nicht angenommen würde, den Krieg zu erklären. Haugwitz reiste — ob absichtlich oder nicht, ist unbekannt — in kleinen Tagesfahrten so langsam, daß er richtig am Vorabende der Schlacht von Austerlitz im Lager Napoleon's anlangte. — Am Tage seiner Ankunft forderte ihn Napoleon, der durch Verrath wußte, um was es sich handelte, auf, einstweilen nach Wien zu gehen, und hier zu warten, bis er ihm Gehör geben könne. Haugwitz folgte dem guten Rath und, während er in Wien ruhig wartete, siegte Napoleon bei Austerlitz. Am Tage nach der Schlacht ging dann Haugwitz zu Napoleon, um ihn — ob des großen Sieges zu beglückwünschen. Das Ultimatum behielt er in der Tasche.

Napoleon aber wollte jetzt auch über Preußen einen Sieg erringen, und es gelang ihm ohne große Mühe, Haugwitz zu einem neuen Vertrage zu veranlassen, dem Schönbrunner Vertrage, wodurch Preußen vollkommen an Frankreich überliefert wurde, und Preußen seinerseits dafür Hannover als Lohn zugesagt erhielt. — Als Haugwitz, der ohne Auftrag, gegen seinen Auftrag gehandelt hatte, mit diesem Vertrag anstatt mit einer Kriegserklärung nach Berlin zurückkehrte, war große Entrüstung bei Vielen, theilweise sogar beim Könige. Die Entrüstung ging aber bei Letzterem und seinen Cabinetsräthen nicht so weit, daß sie ein Ergebniß zur Folge gehabt hätte. Im Gegentheil, Haugwitz wurde noch einmal nach Paris geschickt, um bessere Vertragsbedingungen, als die des Schönbrunner Vertrages zu erlangen. Es wurde auch ein neuer Vertrag in Paris abgeschlossen, aber nur unter Bedingungen, die noch schlimmer waren, als die des Schönbrunner Vertrages. —

Stein hatte Schritt für Schritt zu einer ehrenhaften und deutschen Politik gerathen und getrieben; Schritt für Schritt war Preußen immer tiefer, immer fester in die Netze der Napoleonischen

Politik hineingerathen. — Am 15. Dezember wurde der Vertrag von Schönbrunn geschlossen, acht Tage später machte, gerade in Folge des Schönbrunner Vertrags, Oestreich Friede, den von Preßburg, wodurch die deutschen Fürsten von Baden, Baiern, Württemberg zu Souverainen erklärt wurden. So war das deutsche Reich thatsächlich aufgelöst. In dem Pariser Vertrage mußte Preußen Anspach, Neuenburg und Cleve abtreten, und Napoleon fügte die Schmach hinzu, daß er die abgetretenen Länder besetzen ließ, ehe der Vertrag noch bestätigt war, was seinerseits das Cabinet von Berlin nicht verhinderte, den Vertrag zu ratifiziren. Stein fühlte sich von Alldem auf's Tiefste erschüttert. Er schrieb in diesem Gefühle der Entrüstung dem tapfern und tüchtigen General Rüchel jetzt: „Der höchste Grad des Unverstandes ist das Werkzeug der Verworfenheit Anderer zu sein.“ In diesem Gefühle trat er denn auch mit den besten Männern des Landes, mit Rüchel, Schrötter und Anderen in Verbindung, und sie beschlossen, dem König Vorstellungen zu machen und ihm endlich „die Wahrheit“ zu sagen. Leicht war es, so etwas zu beschließen, schwer, den Beschluß auszuführen. Als Stein seine „Denkschrift an den König“ den Freunden vorlegte, hatte keiner von ihnen Lust, sie mit zu unterschreiben. Scharnhorst hat später gelegentlich einmal gesagt, er kenne nur zwei Menschen, die von aller Menschenfurcht frei seien, und das seien Stein und Blücher. —

Stein war fest überzeugt, daß Preußen nur gerettet werden könne, wenn an die Stelle der Cabinets-Regierung eine Staatsregierung trete. „Will Keiner mit mir zum König gehen, um diesem die Wahrheit zu sagen, so gehe ich allein,“ war der Pflichtgedanke, der ihn trieb und handeln machte. Er schrieb dann einen Brief an den König, der zu den merkwürdigsten Denkmälern ächten Mannesmuthes in der Weltgeschichte gehört.

Hier dieser Brief:

„An des Königs Majestät!

„Ich glaube mich von allen persönlichen Absichten frei und halte es für Pflicht in meinen Dienstverhältnissen Ew. königlichen Majestät über die wichtigsten Angelegenheiten der Monarchie mit Freimüthigkeit meine Meinung zu äußern, die Folgen aber dieser Art zu handeln von der Vorsehung mit Gelassenheit zu erwarten, in deren Hand das Schicksal der Regenten und der Staaten und des geringsten ihrer Bewohner ist."

Dann folgt die:

„Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz." —

— — „Der preußische Staat hat keine Staatsverfassung, die oberste Gewalt ist nicht zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation getheilt. — — Da aber der preußische Staat keine Staatsverfassung hat, so ist es um so wichtiger, daß seine Regierungsverfassung nach richtigen Grundsätzen gebildet sei; und da er eine solche besitzt, da sie nur durch den Gang der Zeit untergraben worden, so ist es nothwendig, sie in einer dem gegenwärtigen Zustand der Dinge angemessenen Form wieder herzustellen." —

„Friedrich Wilhelm I. herrschte selbstständig. — — — Friedrich der Große regierte selbstständig. — — — Friedrich Wilhelm II. regierte unter dem Einflusse eines Favoriten, seiner Umgebung, sie traten zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber. — Gegenwärtig verhandelt, berathschlagt, beschließt der Regent mit seinem Cabinet, dem mit diesem affilirten Grafen von Haugwitz, und seine Minister machen Anträge, führen die in dieser Versammlung gefaßten Beschlüsse aus. — Es hat sich also unter der jetzigen Regierung eine neue Staatsbehörde gebildet, und es entsteht die Frage:

„Ist diese Anstalt nützlich?" und

„Ersetzt die Güte ihrer subjectiven Zusammensetzung das Unvollkommene der Einrichtung selbst?"

„Diese neue Staatsbehörde hat kein gesetzliches, öffentlich anerkanntes Dasein; — sie hat alle Gewalt, die endliche Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeit, da die Person des Königs ihre Handlungen sanctionirt. — Alle Einheit unter den Ministern selbst ist aufgelöst, da die Resultate aller ihrer Berathungen und Beschlüsse von der Zustimmung des Cabinets abhängen. — Diese Abhängigkeit von Subalternen, die das Gefühl ihrer Selbstständigkeit zu einem übermüthigen Betragen verleitet, kränkt das Ehrgefühl der obersten Staatsbeamten; man schämt sich seiner Stelle, deren Schatten man nur besitzt, da die Gewalt selbst das Eigenthum einer untergeordneten Influenz geworden ist." — — — „Der Monarch selbst lebt in gänzlicher Abgeschlossenheit von seinen Ministern. — — — Man vermißt also bei der — neuen Cabinetsbehörde gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung. — Da sich nun aus diesen Betrachtungen das Fehlerhafte der Einrichtung der neuen Staats-Behörde des Cabinets ergiebt, so entsteht die Frage:

„Mildert ihre subjective Zusammensetzung das Fehlerhafte ihrer Einrichtung." — —

„Der geheime Cabinetsrath Beyme — — ist nicht im Mindesten vertraut mit den zur Leitung der innern Staatswirthschaft nöthigen Kenntnissen. — Das Verhältniß, in welches er als Cabinetsrath trat, machte ihn übermüthig und absprechend; die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig; seine genaue Verbindung mit der Lombardischen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und verminderte seine Arbeitsamkeit." —

„Der geheime Cabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft; seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten auf sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. — Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Rietzischen Familie, seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt, und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. — In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit im Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polisoniren vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neuern Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet." —

„Das Leben des mit dem Cabinet affilirten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrebenheiten oder Aeußerungen von Verderbtheit. — In seinen academischen Jahren behandelte er die Wissenschaften seicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. — Er folgte dann den Thoren, die in Deutschland vor dreißig Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nymbus der Heiligkeit, welcher Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher, und endigte mit der Theilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete er die dem Staate gehörige Zeit am L'hombre-Tisch und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. — Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin, eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit, eines abgestumpften Wüstlings," —

— — „Eine nothwendige Folge der Unvollkommenheit der Einrichtung (des Cabinets) und der Auswahl der Personen ist:"

„Das Mißvergnügen der Bewohner dieses Staates über die gegenwärtige Regierung und"

„Die Nothwendigkeit einer Veränderung. — Es ist nothwendig, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen dem König und den obersten Staatsbeamten wieder hergestellt werde und daß die Personen, welche den Vortrag der Staatsgeschäfte zur endlichen Entscheidung beim Könige haben, gesetzlich und öffentlich hierzu berufen, ihre Versammlungen zweckmäßig organisirt und mit Verantwortlichkeit versehen werden." —

— — „Die Minister müssen die wichtigeren Angelegenheiten selbst vortragen und schriftlich ihre Meinung abgeben, die übrigen weniger wichtigen, legen die Cabinets-Räthe vor, diese fertigen Angaben aus, die Minister unterzeichnen die Conzepte der Cabinets-Ordres. — Der Großkanzler wohnt den Versammlungen der Deputationen des Staatsraths bei einzelnen auf die Rechtspflege sich beziehenden Verhandlungen bei. — Die Cabinetsräthe arbeiten in einem gemeinschaftlichen Büreau; die Minister besuchen das Bureau täglich, um über die zum Vortrag kommenden Sachen zu delibriren. — Das regelmäßige und öftere Versammeln der Minister ist nöthig, damit die Geschäfte gemeinschaftlich und nicht einseitig, nach übereinstimmenden Grundsätzen und nicht nach zufälligen, momentanen Ansichten und Einfällen bearbeitet werden. — Der Geschäftskreis des geheimen innern Staatsraths würde sämmtliche bisher zur königlichen unmittelbaren Entscheidung gebrachten Angelegenheiten umfassen." —

„Die neue Staatsverwaltung kann nur durch die Entfernung der Mitglieder das alte Zutrauen erlangen, da diese

in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Theil mit Verachtung gebrandmarkt sind. — Sollten Seine königl. Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren unter dem Einflusse des Cabinets zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst, oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und die Liebe der Unterthanen ganz verschwinde." —

Ueberall in Deutschland herrschte die Cabinetsregierung nach altfranzösischem Muster der Zeiten Ludwigs XIV., dann aber auch, soweit der Einfluß Napoleons reichte, nicht einmal Cabinets-Regierung, sondern geradezu Sultanismus. — Stein hat das Verdienst, zum erstenmale in klaren und kräftigen Zügen die Staatsregierung der Cabinetsregierung gegenüber gestellt und für die erstern die allgemeinen Grundzüge ausgesprochen zu haben. —

Wenn er dabei nicht nur in Bezug auf die Grundsätze, auf die Zustände, Verhältnisse der Dinge, sondern auch in Bezug auf die Personen so schonungslos und rücksichtslos zu Werke geht, so gewinnt diese Rücksichtslosigkeit noch an Bedeutung für den, der nicht vergißt, — daß er dem König über sein Cabinet schreibt, daß sein Brief an den König denselben Leuten in seinem Cabinet zugehen mußte, die er mit den lebendigen Farben ihrer würdelosen Nichtigkeit, ihrer charakterlosen Schlechtigkeit im hellsten Lichte hinstellt; daß er hiermit die drei mächtigsten Menschen in Preußen, in deren Hand das Geschick jedes Einzelnen gelegt war, sich zu den unerbittlichsten Feinden für alle Zukunft machen mußte. —

Er erfüllte eine Pflicht, von der seiner Ueberzeugung nach die Rettung der Monarchie abhing, und er erfüllte sie „ohne alle und jede Menschenfurcht". —

Die Sprache des merkwürdigen Aktenstücks erschütterte den König insoweit, daß er nicht wagte, Stein zu bestrafen, ihn zu entlassen. — Nachdem er zornig sich geäußert, daß es eine Anmaßung sei, sich in die Angelegenheiten des Cabinets unaufgefordert einzumischen, blieb er auch hier „neutral." — Es geschah Nichts.

8.

Schlacht bei Jena. — Steins Entlassung.

Steins welthistorische Denkschrift wurde im Mai 1806 dem Könige überreicht; und liegt somit nur Monate vor der Schlacht bei Jena, die seine Vorhersagung verwirklichen sollte. —

Nachdem Napoleon durch die Schlacht bei Austerlitz Oestreich soweit vernichtet glaubte, daß er ihm das Danaer-Geschenk der französischen Staatsklugheit, Venedig, wieder nehmen und auch Tyrol seinem Bundesgenossen Baiern übergeben konnte, war die Zeit gekommen, wo er die „Demarkationslinie" übertreten und den Kampf gegen die zweite Hälfte Deutschlands, gegen Preußen ungefährdet aufnehmen durfte. — Er kannte die Aufträge, mit denen Haugwitz vor der Schlacht bei Austerlitz zu ihm geschickt wurde; er war entschlossen, die Zeit nicht abzuwarten, bis Preußen mit einem feindlichen Auftreten seine Macht gefährden könnte. — Während er daher den Frieden von Schönbrunn und Paris mit Preußen abschloß, bereitete er den Kampf gegen Preußen vor. — In diesem letzteren Friedensschlusse selbst aber legte er den Grund zum Untergange Preußens durch ein ebenso wirksames Geschenk für Preußen, wie Venedig für Oestreich eines gewesen war, indem er Hannover an Preußen abtrat, wodurch er Preußen die Feindschaft Englands und die Angst und Eifersucht aller deutschen Nachbarstaaten auflastete. —

Zugleich aber bereitete er in Deutschland selbst den Untergang Preußens vor, indem er sich treue und ergebene Bundesgenossen unter den deutschen Fürsten sicherte, und Preußen selbst in eine Bahn einlenken half, auf der er es leicht vernichten zu können hoffte. —

Das deutsche Reich war aufgelöst; die deutsche Kaiserwürde abgeschafft; dagegen aber wurden die Fürsten von Baiern und Württemberg zu selbstständigen „Königen", die von Baden zu „Großherzogen" ernannt und ihre Macht vergrößert. — Sodann errichtete Napoleon den Rheinbund. — Sonderbündelei war das Erbübel der deutschen Geschichte und Napoleon schmeichelte dieser Richtung der deutschen Fürstenhäuser welche außerhalb der „Demarkationslinie", die Preußen gezogen, lagen, indem er sie zu einem Sonderbunde vereinigte und sich selbst als „Protektor" an die Spitze desselben stellte.

Die preußische Dynastie hatte ihrerseits seit langem die Politik der Sonderbünde gegen das Reich verfolgt. — Der „Fürstenbund" Friedrich des Großen, die „Demarkationslinie" Friedrich Wilhelms II. sollten die Macht Preußens durch ein Bündniß der norddeutschen Staaten unter Preußens Leitung sichern. — Jetzt, dem Rheinbunde gegenüber, beabsichtigte die preußische Politik einen „Nordbund" zu gründen. — Napoleon schien diesem Plane günstig; er schien ihn zu fördern. — Als Preußen ihn aber zur That werden lassen wollte, trat er dafür ein, daß die Hansestädte in ihrer Freiheit, die nordischen Fürsten, Sachsen insbesondere, in ihrer Selbstständigkeit nicht gefährdet würden. —

Der König Friedrich Wilhelm III., der mit dem „Nordbunde" das Ziel der Bestrebungen seiner Vorgänger halbwegs erreicht zu haben glauben konnte, sah sich durch die Art, wie Napoleon's feine Politik ihn verhinderte, dasselbe thatsächlich zu erreichen, bitter getäuscht. —

Gleichzeitig aber suchte Napoleon auch sonst außerhalb Deutschland Bundesgenossen gegen Preußen. — In dem Pariser Vertrage hatte er Preußen gezwungen, allen Handel mit England aufzugeben, alle preußischen Häfen den englischen Schiffen zu schließen. — Unwillig vollzog Preußen diesen Befehl, durch welchen es England sich bitter verfeinden mußte. — Kaum war dies gelungen, als Napoleon mit England über die Rückerstattung von Hannover in Unterhandlung trat. — England aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als das preußische Cabinet von diesem Anerbieten zu unterrichten. — Die Folge war, daß auch Friedrich Wilhelm III. einsah, wie Napoleon den Untergang Preußens wollte und vorbereitete. So entschloß er sich zu waffnen, was gleichbedeutend mit dem Entschlusse zum Kriege war. —

Stein und alle ächten Vaterlandsfreunde waren nicht unzufrieden über diese Wendung der Dinge. — Aber Stein vor Allem fühlte, daß der Krieg zum Unheile ausschlagen müsse, wenn die Leitung in den Händen bleiben werde, welche gegenwärtig über das Geschick Preußens im Cabinet entschieden. — Er vereinigte sich mit den besten Männern in den Regierungskreisen, mit Rüchel, Blücher, Pfull, den Prinzen Wilhelm und Louis Ferdinand, und forderte mit ihnen in einer Denkschrift an den König einfach die Beseitigung der Cabinetsminister v. Haugwitz, v. Lombard und des Secretairs v. Beyme.

Der König erklärte jetzt aber diese Einmischung für eine „sträfliche Anmaßung“ und ließ Stein durch den General Pfull „seine Unzufriedenheit“ offiziell anzeigen. —

Wie hart geschlagen Stein sich — nicht um seinetwillen, sondern um des Volkes, des Staates, Preußens willen — auch fühlte, so schrieb er doch in Folge des Eindruckes dieser königlichen „Ungnade“ an v. Vinke, daß trotz alledem und alledem

er auf seinem Posten ausharren werde, und daß man alle Gleichgesinnten zum Ausharren antreiben müsse. —

Es war am 2. September als Stein die obige Denkschrift an den König einreichte, — nur wenige Wochen und das Unglück, das Stein vorhergesagt, war eingetroffen.

Zu Anfang Octobers überreichte der preußische Gesandte die letzten Erklärungen an das französische Ministerium, schon am 14. October war mit der Schlacht bei Jena der „achttägige Feldzug" und das Geschick Preußens entschieden. —

Jetzt stand Stein gerechtfertigt da. — Jetzt erklärte selbst Beyme, daß Stein und nur Stein von der Vorsehung zur Rettung Preußens bestimmt sei. — In der That gehörte er zu den wenigen hochstehenden Beamten Preußens, die nicht einen Augenblick durch das niederschlagende Ereigniß der Schlacht bei Jena erschüttert waren. — Sieben preußische Minister schwuren bereits acht Tage nach der Schlacht bei Jena dem Kaiser Napoleon den Eid der Treue. — Stein seinerseits rettete die öffentlichen Kassen und eilte mit denselben nach Königsberg. —

Friedrich Wilhelm selbst aber war jetzt eben so erschüttert. Und so ergab er, wie seine kopflosen Rathgeber, sich darein, daß Stein jetzt die Lenkung des zu Grunde gerichteten preußischen Staates übernehmen solle. — Er ließ ihm das Ministerium der äußern Angelegenheiten anbieten.

Stein aber fühlte sich verpflichtet, dies Anerbieten so lange von der Hand zu weisen, bis sein Grundgedanke: „Abschaffung der Cabinets-Regierung und Herstellung einer wahren Staatsregierung" vom Könige genehmigt sei. —

Trotz der Ablehnung aber schrieb ihm der König am 29. November von Ortelsburg: „Mein lieber Staatsminister, Freiherr von Stein. — Der Staats- und Cabinets-Minister, Graf Haugwitz, leidet jetzt so sehr an der Gicht, die ihm auf die Augen gefallen ist, daß er schlechthin genöthigt ist, sich auf

eine Zeitlang dem Geschäftengang zu entziehen. — Ich muß daher das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ad interim andern Händen anvertrauen und habe mein Zutrauen auf Euch gerichtet. — Für die interimistische Verwaltung Eures Departements habt Ihr mir Vorschläge zu thun. — Ich muß Euch aber zur Pflicht machen, Eure Einrichtung zur Uebernahme des auswärtigen Departements zu beschleunigen, weil der Graf v. Haugwitz schon Morgen abgehen will. — Ich bin Euer wohlaffectionirter König Friedrich Wilhelm."

Stein aber forderte, nach wie vor, als Vorbedingung zur Uebernahme der politischen Leitung des so schwer verwundeten und tief gebeugten preußischen Staates die Beseitigung des Cabinets und die Errichtung eines Staatsministeriums, mit dem der König ohne Vermittelung des Cabinets arbeite. Und als dieser Vorschlag nicht angenommen wurde, schlug er seiner Seits v. Hardenberg zum Minister vor. —

Das Bewußtsein aber, daß nur Stein den Staat zu retten im Stande sei, war so durchschlagend, daß der König nachzugeben sich gezwungen sah. — Er verstand sich zur Errichtung einer Art Staatsregierung, einer Minister-Conferenz neben dem Cabinet. —

Stein, der wohl wußte, mit welchem zähen Widerstreben er es zu thun hatte; — der wohl wußte, daß es sich um Sein oder Nichtsein für Preußen handelte, blieb fest auf seiner Forderung. — Er schrieb dem Könige auf dessen Aeußerungen in der Cabinets-Ordre, durch welche eine Ministerconferenz neben dem Cabinet beabsichtigt wurde, eingehend: „Es ist historisch falsch, daß die Cabinetsregierung mit dem Emporwachsen des preußischen Staates sich gebildet habe, und als eine der Kräfte betrachtet und geehrt werden müsse, durch welche Preußen groß geworden", — „daß jede Regierung einen Mittelpunkt unter dem Souverain bedarf, wird Niemand leugnen; aber mit welchem

Recht folgt daraus, daß dieser Mittelpunkt ein sich vor aller Verantwortlichkeit hinter die Person des Fürsten zurückziehendes, geheimes Bureau sein muß. — Einen Staatsrath errichten und neben diesem die Cabinetsregierung bestehen lassen, würde entweder ein zweckloses oder zweckwidriges System sein. — Ist es Ernst mit der Errichtung des Staatsraths, so muß ihm sein volles Ansehen gelassen werden; soll er nur eine Form sein, so mag er lieber gar nicht eingerichtet werden." — Schließlich besteht Stein auf der Entlassung des Cabinets- und der Errichtung des Staatsministeriums.

So dem klaren Willen, dem festen Entschlusse Stein's gegenüber verliert der König seinerseits die Geduld, erklärt das Benehmen Stein's für anmaßend, fragt im Zorne Beyme: „Hält man mich denn für eine Schlafmütze!" Immer aber kommen selbst die Männer des Cabinets, Beyme insbesondere, auf Stein als Minister zurück. — Er soll jetzt neben Zastrow und Rüchel Minister des Innern werden. — Aber noch einmal antwortet Stein: „der Zweck aller Bemühungen war, eine Administration zu errichten, die Achtung und Vertrauen im In- und Auslande habe, -- und zu dem Ende die Personen aus derselben zu entfernen, die ein Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens und Abneigung sind. — Dies letztere soll nicht geschehen, und so fällt die Möglichkeit, ersteres zu erreichen, um so mehr weg, als die ganze Einrichtung nur interimistisch angestellt und mit Personen der alten Administration zusammengeschmolzen sein würde." —

Stein beauftragt endlich den General Rüchel, dem Könige zu berichten, daß er (Stein) seinerseits dem Vaterlande vor wie nach alle Kräfte widmen werde, daß er aber der „Täuschung" nicht Raum geben könne, als ob ein wirklicher Staatsrath bestehe.

Friedrich Wilhelm III. fühlte sich getroffen, verletzt. So schrieb er eine eigenhändige Cabinets-Ordre an Stein, in welcher er diesem sagte: „Ich hatte ehemals Vorurtheile gegen Sie, — — ich hielt Sie für excentrisch und genialisch, das heißt mit Einem Worte für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmanne an einem Flecke paßte, wo es immer Berührungspunkte giebt, die ihn bald verdrossen machen würden." — — Dann macht der König dem Minister bittere Vorwürfe über sein ganzes Auftreten, und schließt endlich: „Aus all diesem hab ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt, dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für den Zusammenhang des Ganzen wirkt. — Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. — Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine Rechnung auf Ihre fernern Dienste machen kann." —

Stein antwortete eine halbe Stunde später: „Da Höchstdieselben mich für einen widerspänstigen, trotzigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen, der, auf sein Genie und sein Talent pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen

zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt — — und ich gleichfalls überzeugt bin, daß dergleichen Staatsbeamte am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken, — — so muß ich Ew. königliche Majestät um meine Dienstentlassung bitten, der ich hier entgegensehe, da ich unter diesen Umständen den Vorsatz, nach Memel zu gehen, aufzugeben genöthigt bin." —

Der König seinerseits erwiderte: „Da der Herr Baron v. Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urtheil gefällt, so weiß ich nichts hinzuzufügen." —

So war Stein, zu dem alle Welt als Retter hinaufblickte, entlassen. Das Maaß war noch nicht voll. Das Geschick der preußischen Monarchie sollte sich erfüllen. —

9.

Herstellung einer Staats-Regierung in Preußen. Neugestaltung des staatlichen Lebens in volksthümlicher Richtung.

Mehr denn einmal hat Stein gesagt: „Nicht die Menschen haben es gethan, nicht wir haben Napoleon vernichtet: die Vorsehung war es, die ihn von seiner Höhe hinabgestürzt hat. Was wir wollten, was wir thaten, hat oft zum Bösen geführt, und was wir oft nicht wollten, weil es uns ein Unglück schien, war unser Glück!" Eine der merkwürdigsten Fügungen aber war, daß Napoleon selbst dem Herrn von Stein die Macht Preußens in die Hände gab, daß er es war, der ihn an die Spitze der Regierung zurückberief und so ihm erlaubte, die Zustände zu schaffen, aus denen die Wiederherstellung des preußischen Staates und die Befreiung Deutschlands hervorgehen sollten.

Nicht weniger aber wunderbar und verhängnißvoll erscheint es dem bescheidenen Denker den mächtigen Ereignissen dieser Zeit gegenüber, wenn er sieht, daß das Geschick Preußens und seiner Könige sich in den denkwürdigen Tagen des Jahres 1807 auf polnischem Boden entschied; daß dieser Krieg in der Geschichte den Namen des „polnischen Krieges" führt; daß Napoleon ihn von Warschau aus leitete; daß die furchtbaren Schlachten von Friedland und Eilau in denselben Gefilden geschlagen wurden, in welchen die Könige Preußens die letzten Reste der

polnischen Volksheere vernichtet hatten; daß der Feldzug und diese Schlachten vielfach durch polnische Freiwillige im Heere Napoleons entschieden wurden; und daß schließlich der auf polnischem Boden geschlossene Friede von Tilsit das preußische Königthum theilte, die eine Hälfte den Königen von Preußen ließ, die andere Hälfte dem Bruder Napoleons zu einem neuen deutschen Königreiche, dem von Westfalen überlieferte, während die alte polnische Beute dem Könige von Sachsen zu einem Herzogthum Warschau übergeben wurde.

Wenn das Alles Zufall wäre, dann sähe die Hand des Zufalls hier vollkommen so aus, als ob ein rächendes und gerechtes Geschick sie geführt hätte.

Die letzten Schläge des polnischen Krieges waren aber der Art, daß sie die Ehre der preußischen Waffen, die in Jena eine so tiefe Niederlage erlitten hatten, wieder herstellte. Die Schlachten von Eilau und Friedland waren so ehrenvoll, wie nur irgend welche in der Geschichte aufgezeichnet worden sind. Napoleon hielt Hardenberg für die Seele der damaligen Politik Preußens. Deßwegen bestimmte er, als er mit Friedrich Wilhelm III. Friede machte, daß Hardenberg nicht länger Minister sein dürfte. Friedrich Wilhelm III. antwortete in Verzweiflung, daß er ja sonst Niemanden habe, dem er die Leitung der Geschäfte übertragen könnte; Napoleon erwiderte: „Prenez donc Monsieur de Stein, c'est un homme d'esprit.“ Und wirklich nahm der König den Freiherrn von Stein.

Die Nachricht, daß er wieder berufen sei, traf Stein auf seiner Burg in Nassau, wo ihn der Tilsiter Frieden krank darnieder geworfen hatte. Die Botschaft von seiner Wiederberufung an die Spitze der Geschäfte in Preußen machte ihn plötzlich wieder gesund und schon Tags darauf war er auf dem Wege nach Memel, bis wohin thatsächlich die Hauptstadt Preußens zurückgedrängt war. Aber während Stein gewisser-

maßen als Verbannter auf seinen Besitzungen in Nassau lebte, hatte ihn das Bewußtsein, daß der Tag nicht ferne sein könne, wo er wieder an die Spitze des Staates in Preußen treten werde, niemals verlassen. Eine Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-Behörden im preußischen Staate" die er in dieser Zeit auf seiner Burg an der Lahn schrieb, gibt Zeugniß, mit welchem Ernste ihn der Gedanke der Wiederherstellung des preußischen Staates beschäftigte. Es ist wunderbar, mit welcher Sicherheit er in der Einsamkeit seiner Verbannung seine Thätigkeit für den Staat vorbereitete, sich selbst den Weg zum Voraus zeichnete, die Dinge zum Voraus ordnete, wie sie nach seiner Ansicht kommen mußten, und wie sie dann wirklich kamen.

Als die Aufforderung, das leitende Ministerium des preußischen Staates wieder zu übernehmen, an ihn gelangte, nahm er unbedingt an. Kaum aber stand er wieder dem Könige gegenüber, so war er auch wieder der sich seiner hohen Pflicht bewußte Mann, der da sagte: „Nur eine Staatsregierung, im Volke begründet, kann Preußen retten." Der König war durch die Schicksalsschläge erschüttert, und als Stein ihm zum ersten Male wieder gegenübertrat, äußerte er: „Ich bin vom Geschicke verlassen, ein unerbittliches Verhängniß drückt mich nieder. Alles, was ich angreife, mißlingt. Ich möchte am liebsten in den Privatstand zurücktreten." Daran, daß auch er einen Theil des Mißlingens selbst zu verantworten habe, dachte er nicht; das Geschick sollte die Schuld für die Fehler, die er begangen, tragen. Es ist das so königlich, wie menschlich gedacht.

Stein forderte vor Allem den Rücktritt des Cabinetssekretairs von Beyme und die Zustimmung des Königs für seinen Reformplan zur Herstellung einer eigentlichen Staatsregierung. Nur zaudernd gab Friedrich Wilhelm III. nach; im Großen und Ganzen aber beugte er sich vor dem „uner-

bittlichen Geschicke", und auch vor dem unerschütterlichen Manne, den das Geschick ihm zu seiner Rettung aufgedrungen hatte.

Stein ward nun von Tag zu Tag mächtiger; alle Welt fühlte, daß er, und nur er, zur Rettung des preußischen Staates berufen sei; und so ging nach und nach die ganze innere Staatsthätigkeit, die Verwaltung, die Kassen, die Bank, die Seehandlung in seine Hand über, wie er auch Sitz und Stimme in den Conferenzen des Ministeriums des Aeußern und ebenso bei den Berathungen der Militaircommission hatte.

Von oben bis unten, vom Thron bis zum letzten Beamten herab, machte sich der Ernst, die Pflichtergebenheit, die Ordnung, die Zucht, die er selbst im Herzen trug, geltend. Der Hof schränkte seine Bedürfnisse bis auf das Allernothwendigste ein; jeder so ersparte Thaler wanderte in den Staatsschatz. Der Prunk des Hofes wurde beseitigt; die großen goldenen Tischgeräthe Friedrichs des Großen wanderten in die Münze. Stein selbst bezog als erster Minister einen Gehalt von 10,000 Thlr.; er entsagte der größeren Hälfte und begnügte sich mit 5000 Thlr. Sein Beispiel wirkte, und wo es nicht wirkte, durfte er Nachahmung fordern, befehlen. Ebenso aber, wie der Hof, die Minister, hohe und niedere Beamten sich selbst besteuerten, besteuerte er das Volk, und durch das Beispiel der höchsten Klassen angefeuert, zahlte auch das Volk gern die erhöhten Steuern, die nöthig waren, um sich frei zu kaufen von den lastenden Kriegssteuern, mit denen Napoleon die besiegten Völker und Staaten bis auf's Blut aussaugte. In ganz kurzer Zeit stellte Stein den Staatskredit des eben erst vollkommen ruinirten Preußen wieder her.

Mit der erhöhten Steuer gingen niedere Einfuhrzölle Hand in Hand, wodurch er Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie förderte.

Ein Schritt weiter war dann die Aufhebung aller Privi-

legien, Mühlenzwang, Verkaufs-, Schlächter-, Höckermonopole u. s. w., die bis in die untersten Bedürfnisse des alltäglichen Lebens herab alle Erwerbszweige beherrschten und hemmten.

Gleichzeitig mit diesen Umgestaltungen in den Lebensbedingungen wurde die ganze höhere Staatsverwaltung umgestaltet, die „Staatsregierung" gegründet. Stein begann mit Abschaffung aller überflüssigen Beamten. Alle Verwaltungszweige wurden dann im Ministerrathe vereinigt, der so, an die Stelle des Cabinets tretend, thatsächlich der Mittelpunkt der ganzen Staatsmaschine wurde. In diesem Mittelpunkte fanden wöchentliche Sitzungen des Gesammtministeriums unter Steins persönlichem Vorsitze statt, wo alle den ganzen Staat betreffende Fragen aller Verwaltungszweige, der Rechtspflege, des Krieges und der äußeren Angelegenheiten besprochen und entschieden wurden.

Ueberall seinen Nassauer Reformplan zu Grunde legend, betrieb Stein dessen Verwirklichung nicht nur in den äußeren Staats-Regierungsformen, sondern in allen tiefern Strömungen der staatlichen Regierungsthätigkeit dem Volke gegenüber und endlich in Bezug auf die Stellung des Volkes selbst der Regierung gegenüber. Den Geist, in welchem diese Formen gedacht waren, hat er selbst in einer Aeußerung gegen Hardenberg bezeichnet, als er diesem sagte: „Es ist nöthig, die Fesseln zu brechen, durch welche die Büreaukratie den Aufschwung des menschlichen Geistes hindert, man muß den Geist der Habsucht, des schmutzigen Vortheils zerstören, diese Anhänglichkeit an den Mechanismus, welchem die gegenwärtige Regierungsform unterworfen ist. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte selbst zu verwalten, um aus dem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten möchte."

In seiner Nassauer Denkschrift forderte er, daß den Ei-

genthümern, und zwar aller Klassen, ein Antheil an der Provinzial- und Municipal-Verfassung und -Verwaltung übertragen werde, „so daß den Bürgern selbst die Verrichtungen anzuvertrauen seien, die anderwärts der besoldete Beamte verrichtet;" — er betonte in dieser Denkschrift die Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände, in welchen er" ein kräftiges Mittel sah, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen der gebildeten Klassen zu verstärken, sie alle durch Ueberzeugung, Theilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Thätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie von müßigem sinnlichen Genusse, oder von leeren Hirngespinnsten der Metaphysik oder von Verfolgung blos eigennütziger Zwecke abzuhalten."

Dann zeichnete er die Grundzüge einer Städteordnung, auf die Selbstverwaltung der Bürger gefußt, die Grundzüge einer Bauernordnung, ebenso die von Provinzialständen.

„Die Nation," sagt er gegen das Ende dieser denkwürdigen Schrift, „werde erzogen, nach ihrer Individualität veredelt, nicht unterdrückt, nicht in ihr verhaßte Formen von zweideutiger Güte eingezwängt. Soll die Nation veredelt werden, so muß man dem unterdrückten Theile derselben Freiheit, Selbstständigkeit und Eigenthum geben und ihr den Schutz der Gesetze angedeihen lassen."

Dem tiefen Gerechtigkeitssinne Steins, dem klaren Blicke des großen, wahren Staatsmannes, der schon mehr als einmal dem verhängnißvollen Schatten des polnischen Geschickes, das seit der Theilung Polens auf Deutschland lastete, begegnet war, trat selbst in der feierlichen Stunde, wo er in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse zu Nassau die Zukunft Deutschlands und Preußens bedachte, und in der Freiheit Staat und Volk wieder zu Ehren bringen wollte, das Geschick der

polnischen Nation vor die Seele. Auch für sie forderte er eine Art Wiederherstellung. „Die polnische Nation," sagte er, „ist stolz auf ihre Nationalität, sie trauert, sich, ihre Sprache, ihren Namen erlöschen zu sehen, und feindet den Staat an, der ihr das Leid zugefügt. Sie würde zufrieden gestellt werden, sie würde diesem Staate anhängen, wenn man ihr eine Verfassung gäbe, bei der ihr Nationalstolz beruhigt und ihr der Besitz ihrer Individualität gesichert wird. Diese nicht zu zerstören, sondern auszubilden, wird Jeder für einen Gewinn halten, der nicht mechanische Ordnung, sondern freie Entwickelung und Veredlung der eigenthümlichen Natur jedes Volksstammes für den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft hält."

In Bezug auf diese letztere Aeußerung hatte der Friede von Tilsit Steins Thätigkeit für Polen unmöglich gemacht, weil dieser Friede das preußische Polen dem Könige von Sachsen überlieferte.

Preußen gegenüber aber rief er jetzt als Staatsminister die Institutionen in's Leben, die er in seiner Denkschrift aufgestellt hatte. „Selbstthätigkeit des Bürgers" war sein Ziel, um die Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten zu leiten." — „Der Ausschluß von den öffentlichen Angelegenheiten verunedelt das Volk, denn er zwingt dasselbe, ausschließlich an Gewerb und Genuß zu denken;" — deßhalb wollte er das Volk zum öffentlichen Leben heranziehen, durch seine Theilnahme am öffentlichen Leben veredeln.

Vorerst aber mußte er ihm zu dem Ende freie Bewegung in den alltäglichen Lebensverhältnissen sichern. Es gab bis jetzt fast nur einen unfreien Bauernstand, und ebenso nur einen dem freien Denken und Handeln vollkommen entfremdeten Bürgerstand. Hier galt es, den Neubau von Grund auf zu beginnen.

Durch sein Edict vom 9. Oktober 1808 hob er die Erbunterthänigkeit auf, und legte so den Grund zu einem wirklichen freien Bauernstande. Es genügte ihm aber nicht, den Bauernstand frei gemacht zu haben, er erhob ihn auch, so weit das ihm möglich, zum Eigenthümer, indem er allen Bauern der königlichen Domänen ein Stück freies Eigenthum zugestand. Die Zahl der Erbeigenen Domänenbauern war damals sehr groß, und gerade sie wurden an vielen Orten die Stammhalter des freien Bauernstandes, wie er sich von da an in Preußen wieder ausbilden konnte.

Sodann befreite er das Eigenthum von allen Banden der Feudalität, die dasselbe an einzelne bevorzugte Familien fesseln sollte, bis jetzt gefesselt hatte. Ebenso gab er den eben frei gewordenen Bauern wie dem Bürgerstande das Recht das so freigewordene Eigenthum zu veräußern oder zu erwerben.

Für die Städte arbeitete er seine Städteordnung aus. Während seines Aufenthaltes in der Grafschaft Mark hatte er in Soest, in Hamm u. s. w. Reste der alten Städtefreiheit gesehen; die Institutionen der Hansestädte waren ihm geläufig, und jetzt nahm er, was auf die Neuzeit ihm anwendbar schien, und schuf daraus ein städtisches Selbstregiment, in welchem die Bürgerschaft von Neuem zu einem freien deutschen Bürgerthum herangebildet werden sollte. Ueberall, wo bis jetzt, den seltenen Ausnahmen freier bürgerlicher Städteverwaltungen gegenüber, die tiefste und würdeloseste Unterjochung des Bürgerstandes unter einer geistlosen Bureaukratie, einer aus einem invaliden Offizier und ein paar rohen Polizeisoldaten bestehenden Stadtverwalterei bestanden hatte, trat jetzt Selbstverwaltung durch aus der Bürgerschaft und von ihr gewählte Magistrate und Stadträthe ein. Für die städtische Bevölkerung in ganz Preußen begann ein neues Leben.

Den Schlußstein sollten Kreisstände, Provinzialstände und

endlich Reichsstände hergeben. Stein hat in seiner maßlosen Thätigkeit auch über diese Institutionen, und über die Reichsstände in's Besondere, eine Zahl von Denkschriften und Gutachten zusammengestellt; aber selbst die Spur dieser Arbeiten ist in späteren Zeiten, als man glaubte auch ohne ständische Verfassung, ohne Reichsstände, mit dem preußischen Volke fertig werden zu können, aus den Archiven verschwunden.

Noch eine Seite der Reformen, die Stein anbahnen und durchführen half, war die Umgestaltung des preußischen Soldheeres in ein Volksheer. Zwei der tüchtigsten Männer der Neuzeit, Gneisenau und Scharnhorst, standen ihm hierbei zur Seite. Wenn Stein Freiherr war, so waren diese beiden Bauernsöhne; beide hatten in ihrer Jugend, der Eine Schafe und Schweine, der Andere die Gänse gehütet; beide hatten sich von unten herauf selbst durchringen müssen. Gneisenau hatte seine Schule bei den hessischen Truppen durchgemacht, die von dem hessischen Fürsten an England für Amerika verkauft wurden. Jeden Gefallenen zahlte England mit so und so viel, jeden zum Krüppel geschossenen Invaliden mit so und so viel Pfund Sterling; das Geld aber fiel nicht in die Tasche des Invaliden, sondern in die des Fürsten, der ihn verkauft hatte. Gneisenau hatte in dieser Laufbahn gelernt, was Deutschland retten konnte, er hatte gelernt, was ein Volksheer sei, und Stein und Gneisenau und Scharnhorst arbeiteten gemeinschaftlich an der Herstellung eines Heeres, dessen Wurzeln im Volke selbst standen. Sie griffen den Gedanken einer Landwehr und eines Landsturmes, den Gedanken eines ächten Volksheeres auf und bereiteten dessen Verwirklichung vor. Bisher war nur der Adel berufen und befähigt zum Offizier im Heere; die Zulassung aller Nichtadeligen zu allen höheren Stellungen im Heere wurde von Stein und Scharnhorst, die mit der Umgestaltung des Heeres besonders beauftragt wurden, als Grundsatz

aufgestellt und als Thatsache im ganzen Heere durchgeführt. Bis jetzt hatte der Stock den Soldaten alle Ehre ausgetrieben; von nun an sollten alle entehrenden Strafen aus dem Heere für immer verbannt sein. Das Heer war nach dem Frieden von Tilsit durch Napoleons Gebot auf 40,000 Mann beschränkt; Stein und Scharnhorst führten die kurze Dienstzeit ein, so daß nur die nothwendige Zeit zur Einübung die Soldaten beim Heere hielt, worauf man sie dann heimschickte, um die Reihen mit Neulingen zu füllen, die nach wenigen Monaten andern wieder Platz machten, so daß in kurzer Zeit das Volk wehrfähig wurde. Bei jeder Compagnie war dann wenigstens ein überzähliger Offizier, wodurch das Mittel geboten war, das Heer in kürzester Zeit zu verdoppeln.

Den Schlußstein zu dieser Heerordnung sollte die militairische Erziehung der Jugend bilden. Gneisenau und Stein haben nicht einmal, sondern so oft sich die Gelegenheit bot den Gedanken ausgesprochen, daß die „Jugendwehr", daß die Erziehung der Jugend zu den Waffen in allen Schulen der eigentliche Grund, die erste Bedingung eines tüchtigen Volksheeres sei. Dieser so nahe liegende Gedanke war nichts Anderes, als was zu anderen Zeiten die ersten, größten und tapfersten Feldherrn gedacht und gethan hatten; was Prinz Eugen ausgesprochen, als er sagte: „das deutsche Volk wird von dem Tage an, wo seine Jugend spielend in den Waffen geübt wird, das erste Kriegsvolk in der Welt sein"; — und was Napoleon, dem wahrlich auch eine Autorität in Militairsachen beigemessen werden kann, in seinen Lyceen, wenn auch in übertriebener, hypermilitairischer Soldatensüchtelei, verwirklichte. Jedes Lyceum war eine Jugendwehr. Als Napoleons große Armee in Rußland vernichtet, als dort sein ganzer Stamm von bewährten Offizieren zu Grunde gegangen war, hatte er in seinen Lyceen das Mittel, in kürzester Zeit sein neues Heer

mit tüchtigen Offizieren zu versehen, die dann in den Jahren 1813, 14, 15 die furchtbarsten Kämpfe bestehen konnten. Aehnliches wollte auch Stein, wollte Gneisenau durch Kriegsunterricht und Waffenübungen bis in die untersten Schulen hinab erreichen.

Nach allen Richtungen der Staatsthätigkeit und des Volkslebens hin hat Stein gesunden Samen ausgeworfen. Manches Korn fiel in den gut vorbereiteten, durch das Geschick aufgewühlten Boden und trug dann bald gute Früchte; manches fiel aber auch auf harten Felsboden und wartet noch heute auf den Lebenshauch oder Sturmwind, der es in den rechten Boden wehen wird.

10.

Stein und Darü. Diplomatenzüge.

Napoleon forderte von dem getheilten, zertretenen, vernichteten Preußen erst 33 Millionen, dann 150 und zuletzt 200 Millionen Kriegssteuer; je weniger Preußen im Stande war zu zahlen, desto höher stiegen Napoleons Forderungen. Stein hatte sich in seinem ersten Ministerium ganz besonders als Finanzmann bewährt, und die Hoffnung Napoleons, daß Stein die Mittel herbeischaffen werde, seine stets gesteigerten Geldforderungen zu befriedigen, waren die Hauptursache, warum Napoleon den Freiherrn von Stein als homme d'esprit zum Minister empfohlen hatte. Er glaubte in ihm das Werkzeug für seine Plane in Preußen finden zu können.

Und in Bezug auf die Finanzkünste Stein's hatte er sich auch nicht getäuscht.

Anfangs aber war Stein nicht im Stande, die geforderten Millionen gleich herbeizuschaffen. Dafür verlegte dann Napoleon 40,000 Mann französischer Truppen als Execution auf Kosten des Landes in die preußischen Festungen und schickte einen seiner Generale, Darü, nach Berlin, um hier die französischen Forderungen zu betreiben. Und als die geforderten Millionen nicht gleich herbeigeschafft werden konnten, nahm General Darü die ganze Verwaltung des Landes in seine Hand und vermehrte

die Summe der Executionstruppen in Preußen fast um das Vierfache, bis auf 157,000 Mann.

Daß hiernach das Herbeischaffen der Gelder für die Kriegssteuer nur immer schwerer wurde, versteht sich von selbst. Es ist wahrscheinlich, daß Napoleon die Verlegenheiten Preußens absichtlich auf den höchsten Punct trieb, um so die königliche Familie einem Vorschlage zugänglich zu machen, mit dem Napoleon hoffte, seiner Dynastie eine festere Grundlage zu geben. Durch einen geheimen Agenten kam an Stein die Zumuthung, eine Heirath zwischen der Tochter Joseph Bonaparte's, damals König von Neapel, und dem Kronprinzen von Preußen einleiten zu helfen. Stein wies den Antrag mit Entrüstung zurück; er sprach von demselben nicht einmal mit dem Könige; er sagte: „Nein, mit einer ausländischen, lasterhaften Familie soll das preußische Königshaus nicht besudelt werden.“ Es ist natürlich, daß diese letztere Aeußerung Stein's in den Tuilerien unbekannt blieb, weil sonst Stein's Sturz schon jetzt erfolgt sein würde.

Sonst zeigte sich Stein in dieser Zeit nothgezwungen den Plänen Napoleons äußerlich günstiger. Mit der größten Anstrengung trieb er die nöthigen Gelder für die Kriegssteuer zusammen; er verpfändete die königlichen Domänen für 70 Millionen und veranlaßte die besten Kaufhäuser von Berlin, Breslau, Königsberg, Stettin, Elbing, Memel dem Staate die Summe von 53 Millionen in Wechseln vorzuschießen. So ausgerüstet ging er nach Berlin. Hier zeigte er sich Darü gegenüber nachgiebig in Bezug auf das Schutz- und Trutz-, ja eigentlich Vasallenbündniß, welches Napoleon dem Könige von Preußen aufbürdete. Er gestand zu, was zu verweigern in der Lage der Dinge eine Unmöglichkeit war. Mehr aber erreichte er dadurch, daß er Darü's Eitelkeit schmeichelte. General Darü hatte, bevor er Soldat wurde, die Oden des Horaz übersetzt. Stein sorgte

dafür, daß der gelehrte General deswegen zum Ehrenmitglied der berliner Academie der Wissenschaften ernannt wurde. Das schlug durch. Darü stellte jetzt die Summe der Kriegsgelder auf 120 Millionen fest — die Stein im Portefeuille hatte, — und beförderte den Abschluß des Vertrages (9. März 1808), wodurch Preußen wenigstens aus dem Zustande der Ungewißheit, in welchem stets neue und erhöhte Forderungen Napoleons über Preußen schwebten, hervorging.

Von nun an erlangte Stein freiere Hand für die Hoffnungen und Pläne, die er für Preußen und Deutschland hegte.

11.

Das Morgenroth der Befreiung.

Am 2. Mai des Jahres 1808 fand der Volksaufstand in Madrid statt, ein Hoffnungsstrahl für Alle, auf welchen der Druck der Napoleonischen Herrschaft lastete. Jede Siegesbotschaft, die über die Pyrenäen drang, weckte den Geist der Unabhängigkeit, den Geist der Vergeltung gegen den französischen Druck, der wie ein Alp auf den Völkern lastete.

Oestreich war zuerst wieder zum Kampfe bereit; es rüstete von Neuem mit aller Macht zum Entscheidungskampfe, indem es sich dießmal an die ächte Volkskraft wendete. Stein und seine Freunde Scharnhorst, Gneisenau, Grollmann forderten den König auf, sich Oestreich in dem bevorstehenden Kampfe anzuschließen. Auch sie dachten daran, die Volkskraft unmittelbar aufzurufen, und in Bezug auf Polen in's Besondere, dem Stein schon so oft, wo Unglück für Deutschland und Preußen blühte, begegnet war, glaubte der wohlwollende, gerechte und weitblickende Staatsmann die Vergangenheit sühnen und die Polen für Preußen und Deutschland gewinnen zu müssen, indem er den Verzicht Preußens auf die Reste der seit 1772 an Preußen gefallenen Bruchtheile Polens und die Wiederherstellung Polens überhaupt vorschlug.

Am 11. August 1808 wandte er sich in einer besonderen Denkschrift „über die Lage Europa's und der Preußens in's

Besondere“ und über „die zu befolgende Politik“ an den König; vereint mit Scharnhorst überreichte er dieselbe. Der Geist, in dem diese Vorkämpfer der deutschen Nation dachten, spricht sich in den folgenden Stellen klar aus: „Es muß in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermüthigen, täglich gehaltloser werdenden Volk, — man muß sie mit dem Gedanken der Selbsthülfe, der Aufopferung des Lebens und des Eigenthums, das ohnehin bald ein Mittel und ein Raub der herrschenden Nation wird, vertraut erhalten; man muß gewisse Ideen verbreiten über die Art, wie eine Insurrection zu erregen und zu leiten, zu verbreiten und zu beleben. — — Mit Oestreich müßte der Operationsplan, mit England die Unterstützung an Geld und Waffen verabredet werden, und im Falle des Mißlingens die Sicherstellung der königlichen Familie. „Denn,“ setzt er an den König gerichtet hinzu, „man muß die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge halten und wohl erwägen, daß die Macht, die man angreift, groß, und der Geist, der sie leitet, kräftig ist, daß der Kampf begonnen wird weniger in Hinsicht auf Wahrscheinlichkeit des Erfolges, als auf die Gewißheit, daß ohnehin eine Auflösung nicht zu vermeiden, und daß es pflichtmäßiger gehandelt ist gegen die Zeitgenossen und die Nachkommen und ruhmvoller für den König und seine Nation, mit den Waffen in der Hand zu unterliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen und gefangen halten zu lassen. Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt. Hat man auf diese Art sein Inneres vorbereitet und treten günstige Umstände ein, so fange man in Gottes Namen die Sache an, und erinnere sich, daß durch Muth und Unerschrockenheit mit kleinen Mitteln große

Zwecke erreicht worden sind. Man entferne aber auch alle träge, gegen edlere Gefühle abgestumpfte und jeder Hingebung und Aufopferung unfähige und elende Menschen, die Alles lähmen und verderben, und denen es nur um ruhigen Genuß ihrer Erbärmlichkeit zu thun ist."

Endlich setzte er noch hinzu: „Ueberläßt man auch ein Truppencorps den Franzosen," wie die letzten Verträge dieß forderten, „so kann man es doch so einleiten, daß es zur bestimmten Zeit mit Oestreich sich vereinige, und gegen den allgemeinen Feind wirke."

In diesen Worten liegt ein Ereigniß bereits im Keime vor (der Uebergang Yorks), das später die Geschicke Deutschlands und Europa's in ein neues Gleis einleiten helfen sollte. Stein war es, der dieses Ereigniß schon jetzt vorbereitete.

Das war die Stimmung Stein's und seiner Freunde, das war der aller Menschenfurcht bare Geist, den er auch seinem Könige einzuflößen versuchte. Tag für Tag trat er von Neuem für das Bündniß zwischen Preußen, Oestreich und England gegen Frankreich bei seinem Könige in die Schranken. Aber der König Friedrich Wilhelm III. erschrak vor dem von Stein geforderten allgemeinen Volksaufstande, erschrak vor den Mitteln, die Stein vorschlug, vor dem kecken Wagnisse, das ja auch nach Stein's Ansicht fehl schlagen konnte; vor der Wiederherstellung Polens, die Stein jetzt von Neuem zur Sprache brachte. Auch an eine vollkommene Aufhebung des alten Adels und an die Begründung eines neuen Adels für solche, die sich in dem beabsichtigten Befreiungskriege auszeichnen würden, dachten Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Boyen, Grollmann. Den König überstürzten diese Gedanken und Pläne; er war erschüttert, aber er konnte sich nicht zum Handeln entschließen für Ansichten,

Hoffnungen, Ziele und Ergebnisse, die seinem innersten Wesen widersprachen.

Napoleon hatte überall seine Horcher in Preußen; eine nicht kleine und einflußreiche Partei in den höchsten Kreisen der Gesellschaft (deren Haupt Feldmarschall Graf Kalkreuth) stand in täglichem Briefwechsel mit den leitenden Köpfen in Paris und dem französischen Gesandten in Berlin. Diese hatten daher auch Wind von dem, was in den Kreisen der Vaterlandsfreunde in Berlin vorging. Der Gegenzug, den dann Napoleon in Folge dessen that, war, daß er dem preußischen Gesandten in Paris und dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder des Königs, der um Napoleon freundlich für Preußen zu stimmen, nach Paris gesandt worden war, den Beitritt Preußens zum Rheinbunde vorschlug. Der Prinz wich einer entscheidenden Antwort aus; Stein aber wies den Antrag ohne Umschweife zurück. Der König fürchtete mit demselben noch tiefer in die Abhängigkeit Frankreichs hineinzugerathen. Ein Theil der Staatsmänner und Vaterlandsfreunde in Berlin, Scharnhorst in's Besondere, aber forderten dann vom Könige, wenn er sich nicht gegen Frankreich aufraffen wolle, sich wenigstens an Frankreich anzuschließen, um Zeit zu gewinnen. Der König aber blieb unentschieden, „neutral" nach beiden Seiten hin.

Um den mit dem Aufstande Spaniens, den Rüstungen Oestreichs, dem in Preußen umgehendem Geiste verbundenen Gefahren zu begegnen, berief Napoleon die europäischen Fürsten zu einem Congresse nach Erfurt (Ende September 1808). Auch Alexander, der Kaiser von Rußland, leistete diesem Rufe Folge, und reiste über Königsberg, wo damals der preußische Hof lebte und eigentlich die Hauptstadt Preußens war. Bei dieser Gelegenheit traten Alexander und Stein, die schon bei einem früheren Besuche Alexanders am preußischen Hofe sich kennen und wechselseitig achten gelernt hatten, sich näher. Der Kaiser

von Rußland kam mit dem Gedanken in Königsberg an, daß man Alles aufbieten müsse, um den Bruch zwischen Oestreich und Frankreich zu verhindern; Stein dagegen stellte dem Kaiser gegenüber den Gedanken in den Vordergrund, daß man Alles aufbieten müsse, zu verhindern, daß Frankreich Spanien erdrücke, da Napoleon, wenn dieß gelungen, sicher über Oestreich herfallen und Europa erdrücken werde. Im Gegentheile müsse Europa Frankreich, so lange es in Spanien beschäftigt sei, angreifen und schon jetzt zu diesem Angriffe Alles vorbereiten. In Bezug auf Deutschland sprach Stein das strenge, feste, männliche und gerechte Urtheil dem Kaiser Alexander gegenüber aus: „Deutschland hat sein und Europa's Unglück veranlaßt; es erkämpfe also wieder seine und Europa's Freiheit; es gebe sich alsdann aber auch eine Verfassung, die Kraft, Einheit, Gesetzlichkeit und Unabhängigkeit der Nation wieder herstelle!“

Alexander fühlte schon jetzt den großen Einfluß, den Stein auf ihn erlangen sollte. Die weiche, edle Natur des Kaisers wurde unwillkührlich durch die feste, strenge und wenigstens ebenso edle Natur des großen Staatsmannes angezogen. Stein drang bei Alexander darauf, daß Rußland rüsten solle, um Europa befreien zu helfen; daß es einem Bündnisse zwischen Oestreich und Preußen, wie es Stein vorschwebte, beitreten und in's Besondere in Erfurt die Räumung Preußens durch die Franzosen, die trotz des Tilsiter Friedens und der gezahlten Millionen nicht stattfand, durchsetzen helfen möchte.

In der That wurde Alexander von der großen und einfachen Beredtsamkeit Stein's so gefesselt, daß er die Sendung Stein's nach Erfurt wünschte, durchsetzte, und Stein schon am Tage nach der Abreise Alexanders ebenfalls dorthin abgehen sollte.

12.

Stein's Austritt aus dem preußischen Staatsdienste.

An dem Tage, der zur Abreise Stein's nach Erfurt bestimmt war, am 21. September, langte der Moniteur vom 8. September in Königsberg an. In diesem war ein Brief Stein's an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein zu Dobberan vom 15. August abgedruckt. Stein schrieb diesem unter Anderem: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist rathsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereitete, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhielte, und diese wieder mit Andern in Berührung setzte. Sollten Ew. Durchlaucht mir hierüber Eröffnungen thun können, so bitte ich Sie, mir Herrn Koppe oder sonst einen vertrauten Mann wieder herzuschicken."

Stein hatte diesen Koppe mit einem vertrauten Briefe an Wittgenstein geschickt. Das Geheimniß wurde in Berlin verrathen. Hier wurde Koppe auf Befehl des General Soult verhaftet, und ihm der Brief abgenommen. Derselbe wurde dann veröffentlicht, um als Druck auf die preußische Regierung in Erfurt und sonst überall benutzt zu werden. In der That wurden auch der Prinz Wilhelm und der preußische Gesandte in Paris durch diese Veröffentlichung so erschüttert, daß sie

bald nachher einen Vertrag unterschrieben, in welchem sie Alles zugestanden, was die kaiserlich napoleonische Anmaßung von ihnen forderte. Preußen verpflichtete sich, in Zukunft nur 40,000 Mann Soldaten, und von diesen 16,000 stets zur Verfügung Frankreichs bereit zu halten; es versprach zugleich keine „Landwehr" in Preußen herzustellen. Die napoleonischen Spione wußten sehr wohl, um was es sich in Preußen handelte.

Stein versuchte bis auf den letzten Augenblick diesem Vertrage und der Stellung, die er Preußen machen werde, entgegen zu arbeiten. Seine besten Freunde, die besten Vaterlandsfreunde Preußens standen ihm hierbei zur Seite. Boyen schlug damals die Berufung eines allgemeinen Landtages vor, um darüber zu berathen, ob der Vertrag zu erfüllen oder zu verwerfen, und ob das Volk die Folgen der Verwerfung desselben tragen helfen wolle.

Dieß war für Friedrich Wilhelm III. eine wahre Schreckensbotschaft. Scharnhorst, Gneisenau, Nikolovius, Schön, Grollmann, die ersten Namen, die besten Männer des Tages aber griffen den Gedanken auf und forderten von Stein, daß er einen Landtag berufe, um das Letzte zu wagen, ehe man den schmachvollen Vertrag, der in Paris abgeschlossen war, in Königsberg bestätige. Zu Grunde gehen in Ehren schien ihnen besser, als dem ehrlosen Untergange sich zutreiben zu lassen.

Der König aber bestätigte schließlich dennoch den Vertrag, und dann reichte Stein ein festes Entlassungsgesuch ein. Er war dazu von dem Augenblicke an entschlossen, daß sein Brief an Wittgenstein im Moniteur gestanden hatte. Er sah voraus, wie dieser Brief gegen ihn und Preußen benutzt werden würde. Deswegen hatte er auf der Stelle seine Reise nach Erfurt aufgegeben und seinen Abschied angeboten. Friedrich Wilhelm aber wollte Alexanders Rückkehr von Erfurt abwarten, ehe er sich zum Handeln entschließe. Als der Kaiser von Rußland wieder in Königsberg an-

langte, hörten Beide, der König und Stein, zu ihrer Verwunderung, daß Napoleon selbst Stein's Rücktritt nur vom Ministerium des Aeußern, nicht auch von dem der Finanzen forderte. Stein hatte die 120 Millionen herbeigeschafft; er sollte auch weitere Aussaugungspläne Napoleons gegen Preußen durchführen helfen.

Stein aber durchschaute vollkommen seinen Gegner, der seinerseits noch keine Ahnung zu haben schien von dem Werthe Stein's. Ueberzeugt, daß seine Gegenwart im preußischen Ministerium von Napoleon immer gegen Preußen ausgebeutet werden würde; überzeugt, daß die Verräther, die den obigen Brief der französischen Regierung in die Hände gespielt hatten, bald genug auch seine ganze Thätigkeit verrathen würden, war Stein entschlossen, auf seinen Austritt aus dem preußischen Dienste zu bestehen; er freute sich aber der gelassenen Frist, um nach allen Seiten hin die Grundmauern seiner Reformen festzulegen.

Er veranlaßte den König, die „Städteordnung" zu unterzeichnen, und sodann die Verordnung über „die veränderte Verfassung der obersten Vollziehungsbehörden in der preußischen Monarchie betreffend" zu erlassen. Diese Verordnung, die freilich nach Stein's Rücktritt wieder bei Seite gelegt wurde und erst später und dann vielfach verändert und abgeschwächt, in der Hauptsache aber doch nach Stein's Ansichten durchgeführt wurde, ist die eigentliche Grundlage der innern festen Gestaltung, der regelrechten und stichhaltigen Verwaltungsmaschine des preußischen Staates. Die collegialischen „Regierungen", die jetzt in allen Provinzen des preußischen Staates bestehen, mit ihren Oberpräsidenten, die als Mitglieder des Staatsrathes einen Fuß im Ministerium haben und zugleich als oberste Provinzialvorstände in den Provinzen selbst stehen, sind durch diese Stein'sche Verordnung gegründet worden. Mit ihrer Hülfe durchzieht, — wo früher unzusammenhängende Provinzial-

behörden, jede nach besondern Ansichten ihrer zufälligen Vorstände handelnd, die Staatskräfte zersplittern, — gegenwärtig ein organisches Gewebe ganz Preußen, das eine directe Aufsicht über alle Verwaltungszweige von Oben bis Unten, und eine vollkommene Unterordnung derselben unter die Centralgewalt vermittelt. Stein ist hiermit der wahre Gründer des preußischen Staates.

Nachdem er so die beiden Hauptrichtungen der Reformen festgestellt hatte, deutete er mit einem „Abschied an alle höheren Beamten" — mit einer Art politischem Testament — auch die Schlußsteine an, die er zur vollen Herstellung eines festen Baues für nöthig hielt. Er sagte in diesem seinem Testament: „Wird das, was bis jetzt geschehen, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur noch wenig Hauptschritte zu thun übrig". Und nachdem er dann aufzählt, was bereits angebahnt und halbwegs durchgeführt, fährt er fort und sagt: „Das nächste Beförderungsmittel scheint eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir, und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates. Mein Plan war, jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder Eine, er betreibe Landwirthschaft oder Fabrication oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sei durch

geistige Banden an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines dieser Pläne hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden."

Es ist schon angedeutet, daß die über diese Frage von Stein vorgelegten Actenstücke aus dem Staatsarchive spurlos verschwunden sind.

In diesem Testamente, mit dem er Abschied von seinen Beamten nahm, schlug er weiter eine Reform des Adels dahin vor, daß Adel und Bürgerstand in staatlicher Gleichheit gemeinsam „die Nation zu Einem Ganzen verketten". Dann forderte er „allgemeine Pflicht aller Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes", — „Vernichtung aller Frohnden", — „Wiedererweckung und Belebung des religiösen Sinnes im Volke" — und schließlich „eine Reform des Unterrichts der Jugend", nach einer auf die innere Natur des Menschen gegründeten Methode zur Entwickelung jeder Geisteskraft von Innen, zur Ernährung jedes edeln Lebensprincips und zur Pflege der Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, der Liebe zu Gott, König und Vaterland, um so ein „physisch und moralisch kräftiges Geschlecht zu erziehen" und dem Vaterlande eine bessere Zukunft zu sichern.

Erst nachdem er so seinen letzten Willen allen höhern Beamten zum Abschied kund gethan, trat Stein aus dem preußischen Dienste. Am 5. November 1808 verließ er Königsberg, um zum zweiten Male ein Asyl auf seinem Hofe und seiner Burg zu Nassau zu suchen.

13.

„Le nommé Stein", genannt Karl Frücht.

In Berlin, wo Stein auf seiner Reise von Königsberg nach Nassau ein paar Tage ausruhen und sich mit den Vaterlandsfreunden hier besprechen wollte, traf ihn ein Actenstück, das zu den merkwürdigsten der Zeit gehörte. Es war ein „kaiserlicher Befehl", dahin gehend:

1. „Der Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt."

2. „Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen möchte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere und unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht."

„In unserem kaiserlichen Lager zu Madrid, den 16. November 1808. Napoleon."

Lange hatte sich Napoleon über den „Namens Stein" — „le nommé Stein" — getäuscht; jetzt kannte er ihn. In Spanien, in Madrid, wo er der unbesiegbaren Macht eines empörten Volkes gegenüberstand, waren ihm Spionenberichte aus Preußen zugegangen, die ihm bewiesen, daß le nommé Stein nicht sowohl Gelder für die französische Habsucht zusammentreibe, als daran arbeite, auch in Deutschland die Volks-

kraft zu wecken, die Nation zur Empörung zu treiben. Daß Napoleon selbst diesen Mann zum ersten Minister empfohlen, daß er selbst sein Bleiben im preußischen Ministerium gefordert — daß er sich so vollkommen in Stein getäuscht, das war sicher ein Grund mit, warum er ihn jetzt in so ausgezeichneter Weise und so rücksichtsvoll verfolgte. Niemanden hat Napoleon wieder die Ehre angethan, die Acht und Aberacht gegen ihn zu schlendern; Niemand aber auch war dieser Ehre so würdig, wie — „le nommé Stein.“

Napoleon erklärte ihn zum „Feinde Frankreichs“; und Stein war in der That der „Feind Frankreichs“ mit dem vollen vaterländischen Zorne und dem männlichen Hasse, den Jahrhunderte französischer Anmaßungen, Eroberungen, Verwüstungen, Erpressungen, Mißhandlungen gegen das deutsche Volk im Herzen jedes denkenden deutschen Vaterlandsfreundes anfachen mußten; er war es in dem bittern Gefühle, das die französische Freiheitslüge erregte, die in Deutschland sowohl unter der Republikanischen als unter der Kaiserlichen Fahne auf Eroberungen, Erpressungen ausging, die mit schnödem Uebermuth den kecken französischen Soldaten, hoch und niedrig, Kaiser, Marschall, General, Lieutenant, Corporal und Tambour zum Herrn und Meister über das Geschick der Staaten, den Frieden, die Ruhe, die Ehre, den Wohlstand jeder Familie machte. Er haßte Frankreich um seines mehrhundertjährigen, blutigen und schnöden Unrechts willen an der deutschen Nation.

Und auch der „Feind des Rheinbundes“ war er, wie kein zweiter. Er haßte die deutschen Fürsten, die um Lohn und Raub am eigenen deutschen Volke dem Fremden halfen, das deutsche Volk knechten und aussaugen; er haßte sie um des vielhundertjährigen Unrechts und Unheils willen, das solche deutsche Bundesgenossen Frankreichs an Deutschland verschuldet hatten; er haßte sie ganz besonders, weil sie von Napoleons Gnade

um ihres Unrechts an Deutschland, am deutschen Volke willen, zu Königen, Großherzogen „avancirt", und sich für ihren Verrath an Deutschland mit Stücken deutschen Landes, Theilen des deutschen Volkes hatten bezahlen lassen.

Er hatte die Ehrenauszeichnung von Napoleon als „Feind Frankreichs und des Rheinbundes" geächtet zu werden, wie kein zweiter verdient; und daß ihm dann diese verdiente Auszeichnung wurde, war in seiner Art wieder ein Zug der Vorsehung, die Napoleon zwang, den Mann, der vor allen Andern ihm gewachsen war, — nachdem er selbst ihn in die Stellung gebracht hatte, wo er die Volkskraft Deutschlands neu beleben konnte, — ihn auch diesem halbwegs zur That erweckten Volke, als den Feind und Gegner, der allein ihm ebenbürtig, zu bezeichnen. Ein Mann, der damals neben Stein ebenfalls als Flüchtling dem Zorne der kaiserlich französischen Polizei in Deutschland ausweichen mußte, der aber in der That seinem Wesen nach eher im Lager Napoleons hätte stehen sollen, — Genz, der spätere Soldschreiber Metternichs, sprach schon in diesen Tagen den Gedanken aus, den Napoleon durch seine Acht gegen Stein allen Denkenden nahe gelegt hatte. Er nannte Stein den „Patriarchen, das Oberhaupt der Kirche" deutscher Vaterlandsfreunde, und setzte hinzu: daß er (Genz) „ruhig sterben würde, wenn er den Freiherrn von Stein zum Dictator Deutschlands ernennen könne, sicher, daß dann das Vaterland gerettet sei."

Stein flüchtete von Berlin nach Böhmen, und wohnte unter dem einem seiner Güter entnommenen Namen: Karl Frücht in Prag. Wie einst Luther unter dem angenommenen Namen „Ritter Georg" auf der Wartburg die hohe Sache, der er lebte, nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor, so war auch „Karl Frücht" in Prag nach allen Seiten hin thätig für die Befreiung seines Volkes, bis der Tag nahte, wo er, wie sein großer Vorgänger in der deutschen Reform, den

angenommenen Namen wieder abschütteln, und abermals als „le nommé Stein" Napoleon gegenüber treten durfte.

Aber Jahre dauerte es, ehe dieser Tag kam; Jahre des Kummers, der Schmach und auch des persönlichen Ungemachs für Stein.

Der Herzog von Nassau, einer der Rheinbundfürsten, hatte gerne den Befehl Napoleons vollzogen und die Güter Steins mit Beschlag belegt. Sie hätten ganz schöne Domänengüter werden können. Stein war schon, ehe noch die Achterklärung in Deutschland anlangte, von dem preußischen Gesandten in Paris, von der Golz, gemahnt worden, vor Allem sein Vermögen in Sicherheit zu bringen. Stein antwortete ihm: „Wozu mich um den Quark kümmern, wenn es gilt für's Vaterland jede Stunde zu verwenden." Jetzt, nachdem die nassauische Regierung seine Güter mit Beschlag belegt hatte, ertrug er diese Schmach, — nicht für ihn, sondern für die, welche den kaiserlichen Befehl vollzogen, war es eine — in höchster Ruhe. — Nur Eins hatte er durch seine Freunde von seinem Schlosse an der Lahn retten lassen. Es war der Thürklöpfel am Hauptthore dieses Schlosses. Die von und zum Stein haben in ihrem Wappen ein Thierchen, das sonst an dieser Stelle selten ist: einen Eselskopf. Wodurch sich die Ahnen der von und zum Stein dieses ausgezeichneten Wappenthierchens würdig gemacht, darüber belehrt uns die Geschichte nicht. Der Klöpfel an dem Hauptthore seines Schlosses bestand aus einem Eselskopfe. Diesen ließ Stein abnehmen und sich nachsenden, in dem Gedanken und festen Entschlusse: „Mit diesem Eselskopfe, mit diesem ehernen Klöpfel klopfe ich dereinst wieder an dies Thor der Burg, die sechs Jahrhunderte den von und zum Stein gehörte; — und es wird mir aufgemacht werden!" —

14.

Napoleons höchste Macht, Deutschlands tiefste Schmach.

Stein hatte dem Könige seinen Freund von Schön zum Finanzminister vorgeschlagen. Aber Friedrich Wilhelm III. wählte andere Leute als die nach dem Sinne Steins. Der Freiherr von Stein war eine allherrschende, allen Widerstand überwindende Natur. Er hatte dem Könige wahrhaftig wie ein Stein auf dem Herzen gelegen. In einem sehr trocknen Briefe sagte jener dem scheidenden Minister, daß er „an seinem Wohlergehen stets aufrichtigen Antheil nehmen würde", und ließ ihm auch noch ein Jahr seiner Besoldung auszahlen. Anstatt der Freunde Steins aber berief er dessen Gegner, den ehemaligen Cabinetssecretair von Beyme, wieder in's Ministerium, und dann begann das alte, gedankenlose, kraftlose, ziellose Regiment von Neuem. Alle Reformen, die Stein eingeleitet und angebahnt hatte, wurden bei Seite gelegt. Nur die Städteordnung wurde durch die Hartnäckigkeit des Präsidenten von Schlesien, Merkel, aufrecht erhalten. Auch die volksthümliche Umgestaltung des Heerwesens wurde fallen gelassen; Paradewirthschaft und Exercierplatzdressur standen bald wieder in vollster Blüthe. Scharnhorst schwieg und zog sich zurück; ebenso Gneisenau und mit ihnen viele Andere, die mit Stein am Heile Preußens und Deutschlands gearbeitet hatten.

Unterdessen hatte Oestreich noch einmal den Kampf gegen das französische Kaiserthum aufgenommen, und zwar dies Mal mit Rücksicht auf die eigentliche Volkskraft. Die Schlachten von Aspern und Eßlingen brachten das französische Kaiserreich an den Rand des Abgrundes. Ueberall auch sonst in Deutschland regte sich der Volksgeist; Tyrol stand auf; Schill, Dörnbach, Braunschweig-Oels erhoben das Banner des Aufruhrs gegen das französische Kaiserregiment in Deutschland. Aber die leitenden Staatsmänner in Oestreich, ebenso wenig wie in Preußen, hatten bei ihrem Rückgreifen auf das eigentliche Volk eine Ahnung davon, was dazu gehöre, um das Volk zur vollen Hingebung seiner unbesiegbaren Kraft zu treiben.

Stein wußte es. Aus seiner Verbannung heraus trieb er nach allen Seiten hin zum Volkskriege gegen Napoleon. Er wies gern und oft auf die großen Vorbilder der amerikanischen und französischen Revolution hin, um in ähnlicher Weise die „volle Anstrengung aller Nationalkräfte“ herbeizuführen. In einem seiner Briefe forderte er auf, die Fahnen der zukünftigen Befreier Deutschlands mit dem „Hut der Freiheit“ anstatt mit Adler und Löwen zu zieren. An Luther erinnernd ruft er mit diesem seinen eingeschüchterten Freunden zu:

„Wer Gott vertraut,
Recht um sich baut,
Dem wird es stets gelingen.“

Den Prinzen von Oranien forderte er auf, die Rolle seines Ahnherrn Wilhelm für Deutschland zu spielen. „Alle kleinen Fürsten,“ schreibt er diesem, „haben aus Egoismus und im Gefühl ihrer Schwäche denselben Geist; ihnen kommt es nur auf Erhaltung ihres winzigen Daseins an; gleichgültig gegen das Schicksal des Vaterlandes.“ Er möchte sie alle „einstweilen“ an sichern Orten sammeln, „bis wieder eine dauerhafte Ordnung der Dinge in Deutschland hergestellt ist.“ Allgemeine Be-

waffnung, „Vernichtung der Franzosen in Deutschland in Masse oder als Einzelne“ forderte er als Pflicht des ganzen deutschen Volks und jedes Einzelnen, und zwar mit der für die Vernachlässigung dieser Pflicht angedrohten Strafe des „Verlustes des Lebens und der Ehre.“

Aber all sein Mühen, Preußen mit in den Kampf zu treiben, war vergebens. So konnte Frankreich noch einmal Oestreich besiegen. Die Schlacht bei Wagram zwang dasselbe von Neuem zum Frieden (16. Oct. 1809). Stein erklärte diesen Friedensschluß für „übereilt, erniedrigend, verderblich“. Er fühlte sich im tiefsten Herzen davon getroffen; aber er schüttelte die Gefühle, die ihn beherrschten ab, und sprach sich selbst und seinen Freunden neue Hoffnung ein: „Ich glaube nicht, daß der Geist des Bösen siegen wird. Man muß sich nicht niederschlagen lassen; man muß an den Grundsätzen einer großen, edeln Politik festhalten.“ Von Neuem drang er bei seinen Freunden auf eine allgemeine Umgestaltung der Erziehung der Jugend, zur Erweckung des staatsbürgerlichen und kriegerischen Geistes in der Nation. Und sein Wort war mit Schuld, wenn der große Denker der Zeit, Fichte, endlich über diese Frage seine weittragenden „Reden an die deutsche Nation“ hielt.

Napoleon aber hatte durch den Frieden mit Oestreich die höchste Stufe seiner Macht erreicht. Die Verschwägerung mit dem ältesten Kaiserhause Europas, seine Heirath mit der Erzherzogin Marie Louise sollte dieser Macht die Zukunft sichern helfen. Stein wurde auch durch diese Nachricht aufs Tiefste erschüttert und verletzt; was ihn aber am härtesten traf, war, daß die Nachricht von der Heirath der Kaiserstochter mit dem Sohne der Revolution ungefähr zugleich mit der Nachricht von der Hinrichtung des Sandwirths Andreas Hofer bekannt wurde. Die Verlobung fand am 12. Februar, die Hinrichtung am 20. Febr., die Trauung am 1. April statt; die blutige Leiche

des Sandwirths stand zwischen beiden. Die französischen Fonds stiegen bei diesen Nachrichten. Stein aber schrieb unter ihrem Eindrucke einem Freunde: „Das Reich der Gewalt und Verdorbenheit wird nicht bestehen, wie groß auch seine Fortschritte sein mögen, und wie sehr auch der jetzt geknüpfte Verein das Mittel ist, sie zu beschleunigen.“ Ueber die Hinrichtung Hofers aber rief er aus: „Und man hat den Hofer ermorden lassen! Die Heirath selbst hat nicht einmal dazu beitragen können, diesen braven, kräftigen Mann zu retten; er hat die Zahl der Blutzeugen der guten Sache vermehren müssen.“

Wie sehr Stein aber auch kämpfte gegen den Eindruck, den die immer höher steigende Macht Napoleons, die immer tiefer sinkende Entwürdigung Deutschlands in ihm hervorrief, so gewann selbst in diesem Festesten aller Festen zuletzt zeitweilig dennoch die Entmuthigung die Oberhand. Dann dachte auch Stein, wie einst die Helden Englands, Cromwell und John Hamden, daran, nach Amerika, nach Kentucky auszuwandern. Aber gerade in diesen Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands begann der Umschwung, und das erste Zeichen desselben verscheuchte in Stein wieder den Verzweiflungsgedanken einer Auswanderung nach Amerika.

15.

Der beginnende Umschwung.

Die Heirath mit Maria Louise war zugleich der letzte Schritt in der aufsteigenden Laufbahn Napoleons, und der erste dem Abgrunde zu. Das enge Bündniß des französischen Kaiserthums mit Oestreich lockerte das innige Einverständniß zwischen Frankreich und Rußland. Der Plan, Europa's Herrschaft zwischen Rußland und Frankreich zu theilen, war nicht mehr möglich, wenn Frankreich und Oestreich vereinigt Rußland gegenüberstanden. So war die Hochzeit, über der Hofer's blutiger Schatten schwebte, ein Tag des beginnenden Umschwunges für das französische Kaiserthum.

Das überlaufende Maaß der Rath- und Thatlosigkeit, der elenden, kraft- und saftlosen Cabinetsregierung in Preußen führte auch hier einen Umschwung herbei, der nach und nach in bessere Bahnen hineinlenken sollte.

Altenstein war neben Beyme der leitende Minister in Preußen. Die Hülflosigkeit, nach allen Richtungen hin gleich groß, zwang Altenstein zuletzt, nachdem alle Mittel des Landes nicht ausreichten, die immer sich erneuernden französischen Geldforderungen zu befriedigen, dem Könige den Verkauf von Schlesien vorzuschlagen. Das war denn freilich mehr, als Friedrich Wilhelm III. verwinden konnte. v. Altenstein, Beyme, Nagler wurden entlassen, und Hardenberg mit allerhöchster Erlaubniß

Napoleons, der demüthigst um dieselbe angegangen wurde, weil er nach den Schlachten von Eylau und Friedland die Entlassung Hardenberg's verlangt hatte, zum leitenden Minister und Staatskanzler ernannt.

Niebuhr sprach gleich in den ersten Monaten der neuen Regierung ein sehr strenges Urtheil über Hardenberg, dem er „flache Unwissenheit“ vorwarf, ihn für einen „Thoren“ hielt, und in dem er „eine noch schlechtere Race als die Altenstein'sche“ an die Spitze der Verhältnisse in Preußen treten sah. Leider mußte Stein das Urtheil in späteren Jahren im Wesentlichen bestätigen. Dennoch kam mit Hardenberg ein anderes Streben in die preußische Regierung. In der Noth, in welche dieselbe durch die Altenstein'sche und Beyme'sche Cabinetsregierung hineingerathen war, wurde das Andenken an Stein's kräftige, rettende Waltung selbst in den höchsten Kreisen wieder neu belebt. Hardenberg richtete sich an Stein und frug ihn um Rath wegen der drängenden Finanznoth. Stein ertheilte seinen Rath; schloß aber mit seinem früheren ceterum censeo: „Es muß ein Staatsrath“, eine „Staatsregierung“ errichtet und eine „Zuchterneuerung“ — ganz besonders dem „Adel“ gegenüber, der wieder zur lebendigen Schmarotzerpflanze am Staate geworden war, — durchgeführt werden“. — Hardenberg hatte sogar eine geheime Zusammenkunft mit Stein in einem böhmischen Dorfe (16. September 1810), die nicht wenig mit Ursache war, daß schon am 27. October ein „Gesetz über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden im preußischen Staate“ nach Stein's Vorlagen aus dem Jahre 1808, nach seinem nassauer Plane, durchgeführt, und so die „Regierungen“, die er schaffen wollte, endlich in's Leben gerufen wurden.

Auf Stein's Rath und in seinem Geiste wurden dann auch zur Regelung der Finanzverhältnisse alle Grundsteuerbefreiungen, alle Gewerbssteuern, alle Bann- und Zwangsgerechtig-

keiten, alle Materiallieferungen und Vorspannspflichten aufgehoben, und eine gleichmäßige Besteuerung aller Staatsangehörigen nach ihrem Vermögen durch Verbrauchs-, Luxus-, Patent- und Stempelsteuern ermöglicht.

Nicht ohne von Stein angestoßen zu sein, versprach dann Hardenberg, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen als für das Ganze“. In einem Briefe an Stein sprach sich Hardenberg klarer aus, wie er sich diese „Repräsentation“ dachte; sie sollte blos „consultirend“ sein; „mit großer Vorsicht“ sollten „Maßregeln getroffen werden, daß sich kein hemmender Widerspruch gegen die Maßregeln der Regierung zu allgemeinem Verderben organisire“; die „neuen Finanzeinrichtungen sollten von der Regierung allein ausgehen“; die „Rechnungen über die Verwaltung der Einkünfte dagegen der Repräsentation zur Nachricht vorgelegt“ werden. — Die alte Geschichte von dem Messer ohne Stiel, das keine Klinge hat.

Aber die Noth zwang Hardenberg irgend Etwas zu thun, um das Volk zu den Opfern, die man ihm abverlangen mußte, willfährig zu machen. Und so berief er, anstatt der Reichsstände, anstatt der „Repräsentation“ des Volkes, eine Versammlung der Stände aller Provinzen, die in großer Mehrzahl adelige Gutsbesitzer waren, untermischt mit einer verschwindenden Anzahl Städter und Bauern. In dem Briefe, in welchem Hardenberg Stein seinen Plan einer „Repräsentation“ des Volkes vorlegte, sagt er auch: „die Repräsentation bedarf keines Oberhauses; unser Adel ist in seiner jetzigen Gestalt unfähig, ein solches zu bilden.“ In der Versammlung der Provinzialstände, „in diesem Vorgespenst eines späteren vereinigten Landtages“ war damals das Benehmen des Adels auch der Art, daß er die obige Aeußerung Hardenberg's vollkommen rechtfertigte; indem er an Nichts, als an seinen Son-

dervortheil, seine Klasseninteressen dachte und sich vollkommen unfähig zeigte, die schöne Aufgabe, die harte Pflicht, die geboten war, auch nur zu erkennen. Gneisenau schreibt über das Mißlingen dieses verfehlten Versuches einer Repräsentation an Stein: „Unser Schicksal wird uns erreichen. Mit Schande werden wir untergehen, denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht als ihr Regiment. Zur Unzeit hat man Abgeordnete aus der Nation zusammenberufen, nicht sowohl, um über das Beste des Staates sich zu berathen, als vielmehr, um solche als einen Regierungsapparat zu gebrauchen".

Gneisenau beklagte „die Schlaffheit des Adels", die Eigensucht der „bevorrechtigten Bürger", die „geistlose Selbstsucht" des Bauernstandes. Er sah so schwarz, daß er endlich ausrief: „Selbst eine Einverleibung in Frankreich wird man sich gerne gefallen lassen, sofern man nur nicht mehr mit der Aussicht auf einen Krieg gepeinigt wird".

Ueber Stein kamen von Neuem Gedanken des tiefsten Mißmuths. Er spricht in diesen Tagen sein strenges Urtheil über die Dinge und die Menschen in Preußen rücksichtslos aus: „Die große Menge armen, güterlosen, verschuldeten Adels — — ist ungebildet, hilfsbedürftig, anmaßend; er drängt sich in alle Stellen vom Marschall bis zum Posthalter und Stadtinspector; er steht allen Bürgerklassen durch die Stellen, die er ihm entzieht, durch die Ansprüche, die er aufstellt, im Wege; und er sinkt unter sie durch seine Armuth, seine verwandtschaftlichen Verbindungen und seine wenige Bildung herunter". — — „Ein Unglück", schreibt er an Gneisenau, dessen trüben Brief beantwortend, „für den preußischen Staat ist es, daß die Hauptstadt in der Churmark liegt. Welchen Eindruck können ihre dürren Ebenen auf das Gemüth der Bewohner machen? Wie vermögen sie, es aufzuregen, zu erheben, zu er-

heitern? Was kündigen sie an? kümmerliches Auskommen, freudenloses Hinstarren auf den kraftlosen Boden, Beschränktheit in den Mitteln, Kleinheit in den Zwecken. — — Wie ein Volk gesinnt und gestaltet sein soll, das sich kräftig erhebt und muthig den Kampf besteht, das lehrt uns die Vendee, Tyrol, Spanien, Oestreich, — was vermögen aber diese dünkelhaften, selbstsüchtigen Halbwisser anders als das Gemeine ihrer Sinnes- und Handlungsweise mit metaphysischem Wortkram zu bemänteln und zu verkleistern; — sie werden ausgehöhnt, mit Füßen getreten werden und verdienen nichts Besseres".

Am bittersten aber sprach er sich in diesen trüben Stunden gegen die deutschen Fürsten aus. „Der allgemeine Unwille — — sieht in den deutschen Fürsten entweder feige Flüchtlinge, die, nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch Flucht retten, taub gegen die Forderungen der Ehre und der Pflicht, oder betitelte Sclaven und Untervögte, die mit dem Gute und Blute ihrer Unterthanen eine hinfällige Existenz erbetteln. Daher entsteht der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet. Ja, der große Mann, der sie herzustellen fähig wäre, würde der Nation, die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein. Die Individualität der Fürstenhäuser selbst ist herabgesunken, durchaus herrscht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, niederträchtig kriechende Schwäche".

Stein zog sich gänzlich in seine Familie zurück; studirte Geschichte und gab seiner Tochter Henriette Unterricht in der Geschichte. „Ich lebe nur noch in der Erinnerung der Vorzeit", schrieb er einem Freunde, „in der Hoffnung eines baldigen Ueberganges zu einem bessern Leben, denn dieses ekelt mich in hohem Grade an".

Noch einmal faßte er den Gedanken an die Auswanderung nach Amerika sehr ernst auf. Und wie John Hampden, wie Cromwell stand er gewissermaßen am Ufer, bereit die alte Welt zu verlassen, als auch ihm zum Heile Europa's sein Geschick den bessern Weg für seinen hohen Beruf zeigte.

16.

Die Sonnenwende im Geschicke Napoleons.

Auf der höchsten Höhe seiner Macht angelangt, wurde Napoleon vom Schwindel erfaßt. Er hielt sich für allmächtig und allberechtigt zu jeder Gewaltmaßregel. In diesen Tagen, in welchen er einfach die Abschaffung der weltlichen Macht des Pabstes decretirte, denkt er an die Eroberung der Türkei, an Constantinopel, als die Hauptstadt des neuen Weltkaiserreichs, das von der Nord- und Ostsee bis zu dem indischen Ocean reichen sollte. So wuchsen im Wahne Napoleons die „natürlichen Grenzen" des kaiserlichen Frankreichs.

Als „natürliche Grenze" Deutschland gegenüber forderte die französische Anmaßung den Rhein. Aber wo ein Volk sich zu enge in den Grenzen seines eigenen Volksthums fühlt, wo es hinausstrebt, durch Eroberungen seine Grenzen zu erweitern, da giebt es überhaupt für die in diesem Streben selbst liegende Sucht nach vergrößerter und erweiterter Herrschaft keine andern Grenzen als die der eigenen Macht. Mit den Rheingrenzen fing Frankreich an über die Naturgrenzen des französischen Volksthums hinauszugreifen, und Schritt für Schritt von eitler Herrschsucht vorwärts gestoßen, steckte es seine Grenzen über den Rhein, die Weser, die Elbe hinaus bis zur Trave an der Ostsee.

Rußland legte, auf Erbansprüche fußend, Einspruch ein gegen die Einverleibung Oldenburgs in das französische Kaiserreich. Diese Verwahrung wurde die „natürliche Grenze" des napoleonischen Kaiserthums. Mit dieser Verwahrung Rußlands war es allen denkenden Politikern klar, daß es nun zum Kampfe zwischen dem russischen und französischen Kaiserthum kommen werde. Alle Vaterlandsfreunde in Preußen hofften in dem sich nun vorbereitenden Kampfe die Gelegenheit zur Rettung für Preußen, für Deutschland, für Europa zu finden. Die preußische Regierung aber hoffte ihrerseits gerade diese drohende Verwicklung zwischen Frankreich und Rußland benutzen zu können, um ein anständiges Bündniß mit Frankreich herzustellen. Dieser Versuch mißlang zum Heile der Welt. Und dann neigte selbst die matte und haltlose Regierung Hardenbergs zum Kriege. Die Rüstungen begannen. Scharnhorst, der zum Kriege trieb, hatte diese Rüstungen soweit durchgeführt, daß Preußen gleich 120000 Mann aufstellen konnte und für weitere 150000 Mann Alles in den Festungen vorbereitet war.

Mit der steigenden Gefahr fühlte auch Hardenberg selbst wieder das Bedürfniß, sich bei Stein Rath's zu erholen. Er schickte Steins Schwager, Arnim-Boitzenburg, zu ihm, und Stein forderte dann für den kommenden Krieg, der „ein Vernichtungskrieg werden müsse", die volle Theilnahme des Volks, die „Landwehr"; er forderte die rücksichtsloseste Strenge gegen Alle, welche in dem kommenden Kriege nicht ihre Pflicht thun würden; Beamte, welche dem Feinde den Eid der Treue leisteten, sollten cassirt, und, wenn man ihrer habhaft, füsilirt werden. „Mit gewöhnlichen Mitteln und gewöhnlichen Streitkräften kann dieser Krieg nicht geführt werden. So verabscheuungswerth der revolutionaire Wohlfahrtsausschuß war, so sehr verdient er Nachahmung und Bewunderung bei seiner

Aufstellung und Entwickelung der Streitkräfte der Nation, wodurch diese in Stand gesetzt wurde, die Krisis von 1793 zu überstehen".

Hardenberg, an den diese Zeilen gerichtet waren, der König Friedrich Wilhelm III., der sie las, mochten erschreckt zurückfahren. Ebensowenig verstanden sie Stein, wenn dieser noch einmal in der ernsten Stunde, Gerechtigkeit für die Polen, die Wiederherstellung eines selbstständigen, in der Art wie Ungarn mit Oestreich, unirten polnischen Staates beantragte. Je größer der Gedanke war, den Stein aussprach, desto sicherer scheuchten die kleinen Lenker des preußischen Staates vor ihm zurück. Es geschah Nichts. Die preußischen Spione aber berichteten der französischen Regierung, daß der Geist in Preußen sich zu regen beginne, daß Preußen rüste.

Das genügte. Napoleon ließ wegen dieser Rüstungen in freundnachbarlicher Weise anfragen. Hardenberg antwortete so klug und bescheiden als möglich. So verstrich Zeit, bis Napoleon seine Vorbereitungen gemacht. Dann erhielt die französische Besatzung von Magdeburg Befehl mit 16000 Mann nach Berlin zu gehen; und ehe noch in Berlin der Ausmarsch der Franzosen aus Magdeburg angekündigt war, rückten sie in Berlin ein. Ebenso wurden Spandau überrascht, Pillau und Königsberg besetzt. Das ganze große Kriegsmaterial Preußens, das Scharnhorst und Gneisenau nach und nach aufgehäuft hatten, fiel in die Hände der Franzosen, worauf dann Napoleon auch den König von Preußen zwang, seinem Ministerium Hardenberg durch die Ernennung Wittgensteins, Bülows u. s. w. eine noch klarer ausgesprochene französische Richtung zu geben, und durch einen neuen Vertrag sich noch einmal zu verpflichten, daß Preußen nie mehr als 42000 Mann Soldaten haben solle, und von diesen 20000 als Hilfsheer dem Kaiser von Frankreich zur Verfügung zu stellen habe.

Alles schien verloren. Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und so viele andere Vaterlandsfreunde forderten und erhielten ihren Abschied. Napoleon aber konnte noch einmal in Dresden einen Fürstencongreß zusammenrufen, auf dem er, stolz auf Kaiser und Könige herabsehend, sie zwang, ihm für seinen Heerzug nach Rußland das Blut ihrer Völker zur Verfügung zu stellen.

Der Krieg, der der Welt Geschick für lange entscheiden sollte, begann. —

17.

Steins Berufung nach Rußland.

Am 27. März 1812 schrieb Kaiser Alexander von Rußland an den Verbannten, fragte ihn um Rath, bat ihn um seine Beihilfe und lud ihn ein, nach Wilna zu kommen. Der Brief kam erst am 19. Mai in Steins Hände; schon am 27. Mai reiste er von Prag ab. Zwei Tage später verließ Napoleon Dresden, um zur „großen Armee“, die er an Rußlands Grenze gesammelt hatte, zu gehen; Stein und Napoleon waren so in denselben Tagen ungefähr auf demselben Wege, der sie Beide zu ihren Zielen, Stein zum Siege über Napoleon, diesen zu seinem Untergange führen sollte.

In Wilna angekommen erhielt Stein den Besuch des Grafen Nesselrode, der ihm als Minister im Namen des Kaisers frei stellte, sich einen Wirkungskreis in der Nähe des Kaisers zu wählen. Stein aber antwortete: „Es ist nicht meine Absicht, in russische Dienste zu treten, sondern ich möchte nur an den deutschen Angelegenheiten, die sich im Laufe der kriegerischen Ereignisse entwickeln werden, auf eine für mein Vaterland nützliche Art Theil nehmen.“

Die Antwort war so klug wie patriotisch. Hätte er einen Ministerposten im russischen Cabinet angenommen, so würde er die Eifersucht der übrigen russischen Minister geweckt haben; so würde er für Rußland, nicht für Deutschland, seine ganze Kraft einzusetzen gezwungen gewesen sein. Freistehend konnte

er auf die Schritte der russischen Regierung einen Einfluß ausüben, der bald maßgebend wurde durch das Verhältniß, welches sich zwischen Stein und dem Kaiser Alexander feststellte.

In dem Briefe, durch welchen der Kaiser Stein nach Wilna berufen hatte, sagte Alexander: „die Energie Ihres „Characters und Ihre ausnehmenden Talente haben Ihnen „die Achtung, die ich immer für Sie hegte, gewonnen.“ Die „Energie des Characters“ vor Allem, der feste Wille, der „aller Menschenfurcht baare Muth“, die Treue, mit der Stein Recht und Ehre hegte, der unerbittliche Haß, den er dem Unrecht, der Anmaßung, der Herrschsucht, der frevelhaften Eitelkeit, die er in Napoleon zur Weltherrschaft strebend verkörpert sah, widmete, der unerbittliche Ernst seines ganzen Strebens gaben ihm die geistige Machtfülle, der sich Alles beugte, was in seine Nähe kam.

Kaiser Alexander war in seiner Uranlage ein schwungreicher, ein edler Mensch. Er hatte in seiner Jugend zu rasch gelebt, seine Kräfte vergeudet; so war er mit einem schönen Herzen eine leicht erregbare, leicht ergriffene Natur. Stein gewann über ihn einen Einfluß, wie ihn nur mitunter der Mann über seine liebende Gattin ausübt. Der Kaiser horchte im engen Kreise mit freudiger Anerkennung auf jedes Wort, das Stein sprach; und jedes Wort, das er sprach, war ein Losungswort für die Ereignisse des großen Kampfes, dem die Welt entgegenging.

Nach außen hin erschien aber seine Thätigkeit in den Grenzen zu bleiben, die er sich selbst gesteckt hatte, „während der kriegerischen Ereignisse an den deutschen Angelegenheiten auf eine für Deutschland nützliche Weise Theil zu nehmen.“

In diesem Sinne bildete er ein „deutsches Comite“, das von Petersburg aus den Geist in Deutschland wecken, die Kräfte, die so geweckt, zusammenfassen sollte. Er berief zu

diesem Ziele Ernst Moritz Arndt nach Petersburg, der hier Steins beständiger Gesellschafter, Genosse, Gehilfe wurde, und unter seinem Einfluße den herrlichen und so tief wirkenden „Katechismus des deutschen Kriegs- und Wehrmannes“ schrieb.

Sodann suchte er ein deutsches Hilfsheer, die „deutsche Legion“ in Rußland zu sammeln. Die deutschen Bundestruppen, die zwangsweise Napoleons Heerzug nach Rußland mitmachen mußten, sollten zum Uebertritt veranlaßt, später auch die Gefangenen in derselben gesammelt werden. Aber die große Mehrzahl aller Gefangenen ins Besondere ging elend zu Grunde, ehe sie noch in die Reihen der Legion eintreten konnten.

Endlich suchte er von Petersburg aus über Deutschland eine Kette von thätigen Mitarbeitern am Werke der Befreiung herzustellen. Justus Gruner wurde in Prag der Mittelpunkt dieser beginnenden Organisation, bis — die preußische Polizei (Geheimer Staatsrath von Bülow) die Thätigkeit Gruners dem östreichischen Minister von Metternich verrieth, dieser den Verrath weiter beförderte an den französischen Gesandten in Wien und zugleich Gruner festnehmen und auf Munkats einkerkern ließ.

Weiter greifend aber waren zwei Schritte, die Stein ebenfalls schon jetzt that. Er reichte dem Kaiser zwei Denkschriften ein, und zwar eine über die „zukünftige Verfassung Deutschlands“ und eine andere über „die Bildung eines deutschen Verwaltungsrathes“ — einer provisorischen Regierung für alle Staaten des Rheinbundes.

Deutschland war zertreten, hunderttausend seiner Söhne zogen auf den Befehl Napoleons mit nach Rußland; die „große Armee“ rückte Schritt für Schritt, von Sieg zu Sieg immer weiter in Rußland vor. Und in dieser Zeit arbeitete Stein den Plan einer Verfassung Deutschlands, den Plan einer

provisorischen Regierung für alle zu entsetzenden Herrscher des Rheinbundes aus! Es gehörte das felsenfeste Vertrauen, der unerschütterliche Muth Steins dazu, zur Stunde diese Gedanken nur zu fassen.

Die „zukünftige Verfassung Deutschlands“ sollte den Kaiser von Rußland dafür gewinnen, daß das zerrissene Deutschland wieder als eine staatliche Einheit aus dem Kampfe hervorgehe. Am liebsten hätte Stein „eine einheitliche Monarchie, ein Reich, welches alle sittlichen und physischen Bestandtheile der Kraft, Freiheit und Aufklärung enthielte und dem unruhigen Ehrgeize Frankreichs wiederstehen könnte“ herstellen mögen. Aber ein solches durchzuführen, hielt er vorerst für unmöglich; und so schlug er eine Art Theilung Deutschlands zwischen Preußen und Oestreich vor im Bunde unter sich und ebenso in einem Bundesverhältniß mit den andern deutschen Fürsten, die man, „um die Eigenliebe zu schönen“, etwa bestehen lassen wolle. Der „deutsche Bund“ liegt hier im Keime vor.

Von augenblicklich viel größerem Einfluße aber war es, daß Stein das Ohr und Herz des Kaisers Alexander beherrschte. Er war es, der bei ihm den Kriegsplan durchsetzen half, den Scharnhorst ausgedacht, den General Pfull, ein anderer Deutscher, ein Würtemberger, ausgearbeitet, und den dieser, jetzt in russischen Diensten, dem Kaiser vorlegte; — er war es, der diesen Plan, welcher auf den Rückzug der russischen Armeen, die Verlockung der französischen bis tief in das Innere Rußlands gebaut war, und der der wilden Tapferkeit, der kecken Kampflust der russischen Generäle und Truppen wenig zusagte, so oft er gefährdet war, bei dem Kaiser vertheidigte und aufrecht erhielt; — er war es, der die Friedenspartei, durch den leitenden, für Frankreich gewonnenen Minister Romanzoff, durch den Bruder, die Mutter des Kaisers und manchen der einflußreichsten russischen Namen vertreten, stets im Schach hielt,

Romanzoff nach und nach um allen seinen Einfluß brachte und ihn so unschädlich machte; — er war es, der, als die Siege, welche Napoleon anfangs über die russischen Heeresabtheilungen davontrug, die Friedenspartei stärkte, und wenn zeitweilig Alexander zu schwanken begann, diesen immer wieder in dem Entschlusse bis auf Aeußerste auszuharren, stärkte, ihn für den Kampf auf Sein oder Nichtsein nach allen Seiten hin mit seinem Mannes- und Ehrenworte einzutreten veranlaßte.

Am heftigsten wurde das Drängen der Friedenspartei nach der Niederlage der Russen bei Borodino. Ein glücklicher Zufall aber hatte gewollt, daß es Stein möglich geworden war, mit zu helfen diesem Drängen bereits die Spitze abzubrechen, ehe es noch beginnen konnte. Der russische Feldherr, der die Schlacht bei Borodino verlor, berichtete über dieselbe wie über einen Sieg. Diese Trugsiegesnachricht wurde für Stein die Veranlassung, den Kaiser unter dem Eindrucke derselben bewegen zu helfen, der preußischen Regierung erklären zu lassen, daß „er entschlossen sei, keinen Frieden zu schließen, selbst wenn seine beiden Hauptstädte verloren gehen sollten; daß er jedes Opfer zu bringen bereit, um die Unabhängigkeit Europas zu befestigen“. Und so forderte er Preußen in derselben Botschaft auf, mit Oesterreich über den Beitritt zu einem Bunde gegen Napoleon in Unterhandlungen zu treten.

Die falsche Siegesnachricht hatte diese Botschaft veranlaßt; die Wahrheit der verlornen Schlacht konnte natürlich dann keinen großen Einfluß mehr auf den durch sein Wort gefesselten Kaiser ausüben. Die Botschaft aber, die so an die preußische Regierung kam, ging durch die Hände des General York, der die preußischen Hilfstruppen in der „großen Armee“ Napoleons befehligte. So knüpfte Stein den Faden schon jetzt, der, ausgesponnen, Yorks entscheidende That herbeiführte.

Noch einmal erhob sich der Sturm der ängstlichen Friedens-

freunde, als die furchtbare Nachricht vom Brande Moskau's in Petersburg ankam. Wenige ahnten damals in Petersburg die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Ereignisses. An dem Tage, wo diese Nachricht in Petersburg anlangte, sagte Stein zu Arndt: „Es kann sein, daß wir nach Orel oder gar nach Orenburg die Fahrt werden antreten müssen. Ich habe schon zwei-, dreimal mein Gepäck verloren; was thut's? Sterben müssen wir doch einmal. Es ist ein erbärmlich Volk, die meisten Menschen. Sie glauben nicht, was hier schon für bange Gesichter zu sehen sind. Eben war F. hier und hat sich gebärdet, als wäre in Moskau die Welt abgebrannt. Ich wollte ihn zu Mittag einladen, aber er hat mir die Lust auf immer benommen! Wir aber wollen heute froh sein!" „Und wir waren es den Mittag unbeschreiblich", setzt Arndt hinzu. Stein hatte das Bewußtsein dessen, was der Brand von Moskau der Welt werth sein werde.

Der Kaiser blieb so fest wie sein Rathgeber. Unter Steins Einflusse schrieb Alexander nach dem Brande von Moskau an Bernadotte, den Kronprinzen von Schweden: „Ich wiederhole Ew. K. H. die feierliche Versicherung, daß mehr als jemals ich und das Volk, an dessen Spitze ich die Ehre habe zu stehen, entschlossen sind, auszuharren und lieber uns unter den Trümmern des Reichs zu begraben, als mit dem neuen Attila einen Vergleich einzugehen".

Am 18. October, dem verhängnißvollen Tage, brach endlich Napoleon von Moskau auf, und begann seinen schauerlichen Rückzug. Jetzt stiegen auch in Petersburg diejenigen wieder im Ansehen, welche den Krieg bis zu diesem Ergebniß geleitet und getrieben hatten. Stein wurde zu dem Festessen des engsten Kreises der kaiserlichen Familie, das die Nachricht des begonnenen Rückzuges der Franzosen feierte, geladen. Und hier war es, wo die Kaiserin-Mutter, eine deutsche Fürstin,

die noch wenige Tage vorher in Angst den Kaiser, ihren Sohn, um Frieden bestürmt hatte, in überströmendem Siegesgefühl sich an Stein richtete und sagte: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere Ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, dann werde ich mich schämen eine Deutsche zu sein".

Stein wurde blaß, erhob sich, und sprach: „Ew. Majestät haben sehr Unrecht, dies zu sagen, und zwar vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen so viel verdanken. Sie sollten nicht sagen: Sie würden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792, 93, 94, 95, 96 u. s. w. am Rhein gelebt; das brave deutsche Volk hatte nicht Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige über die Weichsel und den Dnjepr gekommen"!

Die Kaiserin, auch ihrerseits von der Zeit gehoben, war groß genug zu erwiedern: „Sie haben Recht, Herr Baron; Ich danke Ihnen für die Lection".

In dem Geiste aber, der aus Stein auch bei dieser Gelegenheit sprach und sich die Achtung und Anerkennung im Volke, wie im Kreise der Kaiser und Könige erzwang, lag die Befreiung der deutschen Nation. So weit, so lange und wo immer dieser Geist herrscht, da bricht er die Ketten der Knechtschaft, ob nun ausländische oder inländische Mächte sie dem Volke aufzulasten versuchen.

18.

Steins Rückkehr nach Deutschland.

Von der Stunde an, daß Napoleon über die Grenzen Rußlands zurückgetrieben war, begann für Stein die weitere Aufgabe, Napoleons Macht auch in Deutschland zu brechen. „Wolle Gott", schrieb er in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Petersburg an den Grafen Münster, „daß Alles sich vereinige, um über das unreine Thier herzufallen, das die Ruhe Europa's stört".

„Das unreine Thier" — der apokalyptische Ausdruck bekundet mehr als Alles den vollen Haß, welchen Stein Napoleon widmete.

Die Mehrzahl der russischen Generale und Staatsmänner aber glaubten ihre Aufgabe gelöst, als sie siegreich und ruhmvoll Napoleon über die Grenzen des russischen Reiches getrieben hatten. Die Friedenspartei im russischen Staatsrathe und in der Kaiserfamilie erlangte noch einmal die Oberhand, Romanzoff schien die Leitung wieder übernehmen zu sollen, was gleichbedeutend mit Napoleons Rettung gewesen wäre. Und hier war es dann wieder der Einfluß Steins auf Alexander, der am Ende durchschlug. In derselben rücksichtslosen Weise, in der Stein einst die gehaltlosen Cabinetsminister Friedrich Wilhelms III. bekämpft hatte, griff er jetzt Romanzoff an. In einer Denkschrift an Alexander sagt er: „Die falsche und

verschmitzte Politik oder die Unwissenheit werden vielleicht zum Vertheidigungskriege rathen; — aber so furchtsame und falsche Begriffe werden zurückgestoßen durch den edeln und großmüthigen Charakter des Kaisers Alexander; er wird der Wohlthäter und Friedensstifter Europas sein wollen, wie er der Retter seines Reiches gewesen ist". — Um dies aber zu erreichen, sagt Stein weiter, „muß der falsche und fanatische Geist" (Stein nannte Romanzoff nicht, aber zeichnete ihn) „angefüllt von faden, durch das verfaulte Herz eines Höflings ausgesprochenen Anecdoten, aufhören auf die Rathschläge einzuwirken, die Entschlüsse zu lähmen, und die wahren Diener eines Souverains zur Verzweiflung zu bringen, welchen die Vorsehung in die glückliche und glänzende Lage gesetzt hat, der Wohlthäter des jetzigen Menschengeschlechts zu sein. Man kann sich bei der Wahl unter den Personen, welche man zu seinem Nachfolger bestimmt, meist auf das Loos verlassen, zehn oder zwölf Namen mittelmäßig fähig geglaubter Männer in ein Gefäß legen, es schütteln und sicher sein, daß der Zettel, der herauskäme, einen mehr fähigen, mehr geachteten, und mehr Vertrauen einflößenden Mann anzeigen würde, als die Person, die man entfernen will, und deren Charakter und Betragen, in Europa bekannt und zergliedert, mit den Absichten ihres erhabenen Herrn in Mißklang stehen. — — Sie werden, Sir, sich an die Spitze der Mächte Europa's setzen; Sie haben die erhabene Rolle des Wohlthäters und Herstellers zu übernehmen. Diejenigen, welche die unmittelbaren Werkzeuge Ihrer edlen Absichten werden sollen, müssen diesem hohen Berufe gewachsen sein, sie müssen Ihren Verbündeten in Europa ein großes Vertrauen einflößen".

Das waren Kolbenschläge, die ihr Ziel trafen. Romanzoff wurde beseitigt; die Fortsetzung des Krieges beschlossen. Alexander frug dann bei Stein an, wen er zum Minister der äußeren

Angelegenheiten ernennen solle, und Stein, der von Wittgenstein zum Oberfeldherrn vorgeschlagen hatte, glaubte auf diese Frage ausweichend antworten zu müssen: „Ew. Majestät kennen Ihre Geschäftsleute, nicht ich, und werden nach Ihrer Weisheit wählen“.

Wenige Tage nachher, Mitte December, verließ Alexander Petersburg, um zu seinem Heere an den Grenzen Deutschlands zu stoßen; und in den ersten Tagen des großen Jahres 1813 folgte ihm Stein. Der Zufall aber wollte, daß Stein gerade in den letzten Tagen seiner Anwesenheit auf russischem Boden zu einem vaterländischen Glaubensbekenntniß herausgefordert wurde, das den Mann, sein Wesen, seinen Geist und zugleich sein Herz bezeichnet. Der Graf Münster, der die deutsche Politik Englands leitete, glaubte in einem seiner Briefe an Stein diesen anklagen zu dürfen, daß er doch vor Allem ein Preuße sei. Stein antwortete ihm: „Ich habe nur Ein Vaterland, das heißt Deutschland; und bin nur ihm, und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen zugethan. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig; sie sind blos Werkzeuge. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und dies Alles in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's. Mein Glaubensbekenntniß ist: Einheit! — ist diese Einheit vorerst nicht möglich, dann: ein Auskunftsmittel, ein Uebergang. Setzen Sie an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen Sie es auf, verstärken Sie Oestreich — — — machen Sie Oestreich zum Herrn von Deutschland, ich wünsche es, es ist gut, wenn es ausführbar ist. Soll sich aber der blutige Kampf, den Deutschland zwanzig Jahre unglücklich bestanden, und zu dem es jetzt wieder aufgefordert

wird, mit einem Possenspiel endigen, so mag ich wenigstens nicht Theil daran nehmen, sondern kehre in das Privatleben freudig und eilig zurück".

So dachte Stein im Augenblicke, wo er bereit war, nach Deutschland zurückzugehen, um dort Alles aufzubieten, den Kampf gegen Napoleon zur Entscheidung zu treiben. Deutschland war seine Losung, die Einheit der Nation sein Ziel. Ob Preußen oder Oestreich „Herr von Deutschland" würde, das schien ihm Nebensache, da er die „Dynastien nur als Werkzeuge" beim Baue der Wiederherstellung eines einigen Deutschlands betrachtete.

Mit diesem großen Gedanken im Herzen verließ er Petersburg am 5. Januar 1813. In einem Schlitten saßen er und Ernst Moritz Arndt und eilten neuen Kampfplätzen zu, auf denselben Wegen, die wenige Wochen vorher Napoleon ebenfalls in seinem Schlitten einsam, geschlagenen Muthes, zerrissenen Herzens durchflog. Vor wenig Monaten waren Stein, der Verbannte, und Napoleon, der Unbesiegte, dieselben Wege gefahren. Wie anders damals und jetzt war Alles!

Die „große Armee", wie Napoleon in seinem Hochmuth sie nannte, sie lag jetzt zu Hunderttausenden von Leichen am Wege, und unter diesen waren die Mehrzahl Deutsche, — Deutsche, die an der Beresina Napoleon retten, ihn und die Trümmer seines Heeres bis über die Grenzen Rußland decken mußten. Baiern, Badenser, Hessen, Sachsen, Westfalen, Rheinländer lagen hier modernd nebeneinander. Stein giebt Rechenschaft über den Eindruck, den diese Scenen auf ihn machten, in einem Briefe, den er nach beendigter Reise an die Seinen schickte. „Ganz Deutschland muß mit Trauer bedeckt sein", schreibt er seiner Frau, „achtzig Tausend junge Männer aus diesem unglücklichen Lande sind umgekommen und sterben noch täglich in den Hospitälern von Wilna. Man sieht nichts mehr

7*

als Karren von Leichnamen, die man, theils von Wölfen angefressen, auf der Heerstraße sammelt und aus den Hospitälern wegführt, oder Züge von Gefangenen mit Lumpen bedeckt, ausgemergelt durch Leiden aller Art, hohläugig, mit blaugrauer Haut, in dumpfem Schweigen den Tod erwartend. Diese Unglücklichen verbreiten die Pest, wohin sie kommen, man stößt sie zurück, und mit Recht; die Einwohner betrachten sie mit Abscheu als die Opfer, welche durch einen grausamen Tod das abscheuliche Verbrechen sühnen, Mitschuldige und Werkzeuge Napoleons gewesen zu sein".

„Das unreine Thier"! klang es in seiner Seele nach. Und der strenge, ernste, sonst so liebevolle, freiheits- und vaterlandsbegeisterte Mann, er konnte nicht anders als ein gerechtes, wenn auch noch so scharfes Urtheil sprechen.

„Auch sie starben für die Befreiung des Vaterlandes"! steht als Gegensatz zum Hohne auf einer Denksäule der Hauptstadt eines von Napoleons Gnaden zum Könige avancirten deutschen Fürsten. —

19.

Yorks Uebertritt.

Stein hatte, wie wir wissen, schon vor vielen Jahren den Gedanken ausgesprochen, daß wenn auch Preußen gezwungen werden könne, Hilfstruppen an Napoleon abzutreten, der Befehlshaber derselben den Auftrag haben müsse, im gegebenen Augenblicke das französische Heer zu verlassen und sich den Feinden desselben, den Vertheidigern deutscher und europäischer Unabhängigkeit, anzuschließen. Von Petersburg hatte er dafür Sorge getragen, daß General York, der das preußische Hilfsheer in der „großen Armee" Napoleons befehligte, Nachrichten und Botschaften erhielt, die seinen Rücktritt aus dem französischen Heere vorbereiten sollten.

Jetzt, nachdem Napoleons Heere auf dem Rückzuge waren, wurden unmittelbare Aufforderungen von den russischen Generalen an York veranlaßt. York wies dieselben zurück; forderte aber zugleich neue Verhaltungsbefehle von Potsdam und harrte der Antwort. Alexander ließ ihm dann durch den Gouverneur von Riga sagen, daß er die Waffen nicht niederlegen werde, bis es ihm gelungen, Preußen wieder die Stellung zu sichern, die es vor 1806 behauptet habe.

Schwerwiegende Wochen verflossen, ohne daß die erbetenen Verhaltungsbefehle von Potsdam einliefen, und so entschloß sich endlich York selbstständig zu handeln. Durch ein russisches

Armeecorps von den Franzosen abgeschnitten, trennte York sein kleines, unangegriffenes Heer von dem der Franzosen, erklärte es neutral und schloß einen Vertrag mit den russischen Generalen ab, der diese Neutralität einstweilen anerkannte. „Ich beschwöre," schrieb er dann dem Könige von Preußen, „daß ich den Tod auf dem Scheiterhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden, erwarten werde! — — — Preußen ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer der deutschen Völker zu werden."

Die Antwort Friedrich Wilhelms III. bestand in der Entsetzung Yorks, in seiner Verweisung vor ein Kriegsgericht, in der Ernennung eines andern Befehlshabers und in der Rückweisung des Yorkschen Armeekorps unter den Oberbefehl von Mürat. Zugleich erhielt Graf Hatzfeld, eines der Häupter der französischen Partei in Preußen, Auftrag nach Paris zu gehen, und Napoleon neue 30,000 Mann anzubieten.

Der König stand in Potsdam unter der in Deutschland immer noch großen Macht Napoleons, der mit einer Gewaltmaßregel die königliche Familie unschädlich machen konnte. Das mochte mit Ursache an den obigen Maßregeln sein. Im Innersten aber verletzte Yorks selbstständiger Uebertritt alle Begriffe und Gefühle des Königs von Autorität und Gehorsam.

Stein fühlte heraus, wie diese Gegensätze störend wirken mußten, Alles ins Stocken bringen würden, und veranlaßte dann Alexander, ihn als dessen Abgeordneten an York und die Behörden in Ostpreußen zu bevollmächtigen. In seiner Vollmacht (vom 18. Jan.), die Stein selbst so angegeben, war sein Hauptauftrag „die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturmes nach den von S. Maj. dem Könige von Preußen im Jahre 1808 entworfenen und gebilligten Plane in möglichst kürzester Frist einzurichten."

Landwehr, Landsturm — das war jetzt die Hauptsache für Stein. Der Krieg mußte, wenn er entscheidend wirken sollte, ein Volkskrieg werden; Landwehr und Landsturm waren dann die ersten Bedingungen.

In Königsberg, wohin Stein wieder im Schlitten mit seinem treuen Schildträger Ernst Moritz Arndt geeilt war, fanden beide den Zwiespalt, den die Befehle des Königs in die Verhältnisse hineingeworfen hatten, überall thätig oder besser, überall lähmend auf die Dinge und Menschen wirkend. Stein forderte von dem Regierungspräsidenten von Auerswald die Berufung der Landstände. Landwehr, Landsturm, Landstände, das Volk, — war es, was er in Bewegung setzen wollte. Auerswald war nicht dazu zu bringen, „die Landstände," sondern nur dazu „eine Versammlung ständischer Abgeordneter" zu berufen. Als die „Landständischen Abgeordneten" aber endlich zusammenkamen, standen diese bald unter dem Geiste, der in den Verhältnissen lag, und der von Stein und Arndt, wo er in Funken glühte, zu hellen Flammen angeblasen wurde. Auerswald und York hatten es abgelehnt, die Stände zu berufen und zu eröffnen. Nachdem Stein es aber durchgesetzt, daß ein Stellvertreter Auerswalds sie eröffnete, forderten die Stände York auf in ihrer Sitzung zu erscheinen, und dieser fordert dann seinerseits die Stände auf, die allgemeine Bewaffnung des Landes zu beschließen. Und so geschah es. 15,000 Mann Reserven, 20,000 M. Landwehr und endlich der Landsturm wurde aufgerufen.

Das Eis war gebrochen, der Strom setzte sich in Bewegung. Das Volk stand auf! „Alles verspricht den besten Erfolg," schrieb dann Stein dem Kaiser Alexander, „zunächst den, daß das Beispiel dieser Provinz einen mächtigen Eindruck auf das ganze übrige Deutschland ausüben wird."

Auch Alexander fühlte, daß Stein hier die Entscheidung für Deutschland eingeleitet, und zum Lohne bot der Kaiser von Rußland großmüthig dem deutschen Staatsmanne noch einmal einen russischen Ministersitz an. Stein wies denselben abermals zurück.

Landwehr, Landsturm, Landstände, Land und Volk Deutschlands, das war sein Ziel; nur ihm diente er. — Der erste Schritt war gelungen, das Volk trat ein in die Schranken des großen Kampfes zu einem neuen großen Abschnitt deutscher Volksgeschichte.

20.

Das Dachstübchen im Zepter zu Breslau.

In Berlin und Potsdam aber war man ganz ungehalten über diese „Umtriebe", — ob man sie damals schon „demagogisch" genannt haben mag? Jedenfalls hatte sich schon ein „Denuntiant" — behalten wir das Fremdwort bei! — gefunden. Der Polizeipräsident von Gumbinen, von Hardenberg, — sein Name möge als der erste vieler Nachfolger hier neben Stein, wie der Schatten neben dem Lichte stehen! — hatte nach Potsdam berichtet, daß Herr von Stein, das Haupt des Tugendbundes, eine Volksregierung errichten wolle. Volk, Landsturm, Landwehr, Landstände erschienen den engen Herzen, die bis jetzt in Preußen regiert hatten, wie ein Verrath an König und Vaterland. „Herr vergieb ihnen, denn sie wußten nicht, was sie thaten!"

Stein aber wußte, was er wollte. Er wollte die Wiederherstellung Deutschlands und sah nur einen Weg dazu: die Wiederbelebung des deutschen Volksgeistes durch einen deutschen Volkskrieg gegen Napoleon und eine deutsche Volksregierung, Reichsverfassung und Landstände, nach dem errungenen Siege.

König Friedrich Wilhelm III. und seine nächsten Rathgeber hatten keine Ahndung davon, daß auch das Königthum im Volksthum den festesten, den einzig festen Boden für eine

unberechenbare Zukunft finden könne. Und indem sie dem „Volke" mißtrauten, es mißachteten, waren sie es, die den Keim der Fäulniß in die herrliche Frucht legten, welche das große Jahr 1813 ihnen in den Schoos schüttete.

Mißtrauisch, widerwillig, fast gezwungen von den drohend sie umstehenden Franzosen, waren die höchsten Kreise der Regierung, und die nächsten, innigsten Rathgeber der Krone in den Strom, den Stein und seines Gleichen in Bewegung setzten, hineingestoßen worden; mißtrauisch, widerwillig, gezwungen schwammen sie auch endlich mit.

Anfangs aber, nachdem der König Berlin verlassen und sich nach Breslau begeben hatte, wollte auch hier Nichts recht vom Flecke. Ein Bündniß zwischen Preußen und Rußland, die erste Bedingung des gemeinsamen Kampfes, scheiterte Anfangs an — Polen. Alexander wollte Sachsen, das Land des treuesten Bundesgenossen Napoleons, gegen das Herzogthum Warschau Preußen überlassen. Friedrich Wilhelm lehnte diese Vertragsgrundlage ab. Auch sonst stockte, so weit der Einfluß der Regierung und die Macht des Königs reichte, die Bewegung, die in Königsberg angestoßen worden war.

Da übernahm Stein es abermals als Bevollmächtigter des Kaisers Alexander nach Breslau zu gehen, um die Hindernisse zu beseitigen. Am 25. Februar langte er in Breslau an, und ohne sonst wo sich umgesehen zu haben und eingekehrt zu sein, fährt er mit seinem Reisewagen im Reisekleide beim königlichen Palaste vor, und wurde dann, — natürlich als Bevollmächtigter des Kaisers Alexander — augenblicklich vorgelassen. Und ehe er, nach ein paar Stunden, das Schloß wieder verließ, waren die Grundlagen des Vertrages zwischen Preußen und Rußland festgestellt; und eine der Grundlagen, für Stein die Hauptsache, war,

daß die Landwehr in ganz Preußen aufgerufen werden mußte. —

Mühe hatte es gekostet, diese Bedingung durchzusetzen. Die Angst vor dem Volk und der „Volksregierung“ machte selbst am folgenden Tage diesen Theil des Vertrages noch einmal schwanken, bis endlich Steins Gründe, mit Scharnhorsts Hülfe, den Sieg davon trugen und die Landwehr mit in den Bedingungen des Bündnisses, wie es am 27. Febr. unterschrieben wurde, erschien.

Stein selbst aber war an diesem Tage nicht mehr fähig an den Verhandlungen persönlich Theil zu nehmen.

Auf seiner Reise nach Breslau, hatte er am 23. in einer polnischen Kneipe übernachtet. Morgens, als es Tag in dem Zimmer wurde, sah er, daß neben ihm auf dem Stroh, eine Leiche lag; ein Typhuskranker hatte in der Nacht seinen Geist ausgehaucht. Stein war angesteckt. Er fühlte die Krankheit mit jeder Stunde wachsen, und eilte deswegen so rasch als möglich seinem Ziele zu; und hatte deswegen nicht Zeit, anderswo als im Palast des Königs selbst abzusteigen, und ruhte hier nicht, bis er die Landwehr gesichert hatte.

Als er dann wieder auf die Straße kam, mußte er mit seinem Fuhrwerk von Gasthof zu Gasthof, von Wirthshaus zu Wirthshaus ziehen, ohne in dem überfüllten Breslau, das jetzt zugleich die Hauptstadt und das Hauptlager Preußens war, eine Stätte zu finden, wo sein müdes Haupt, sein kranker Leib ausruhen konnten.

Als er so von Straße zu Straße fuhr, erschallte auf einmal aus dem Fenster des kleinen Wirthshauses zum Zepter der Ruf: „Herr Gott, Sie da? Freiherr von Stein?“ Es war Lützow, der ihn so anrief, Lützow, der im Zepter die Werbstube seiner wilden Jagd aufgeschlagen hatte. Und hier

sorgte dann Lützow, daß Stein ein Unterkommen in dem Dachzimmerchen fand, das er selbst bewohnt hatte.

Am andern Tage wüthete der Typhus in vollster Kraft in Steins sonst so starkem Körper. Und während er, der wahre Erwecker Deutschlands, oben in dem Dachstübchen lag, und mit dem Tode, der seine Opfer zu Hunderttausenden forderte, kämpfte, wurden unten die jungen Söhne deutscher Freiheit geworben, um den Tod zu suchen, aus dem das Leben ihres Volkes erstehen sollte.

Und am ersten Tage dieses Kampfes Steins mit der todtdrohenden Krankheit — saß der französische Gesandte Marsan — denn noch hatte Friedrich Wilhelm das Wort der Entscheidung nicht ausgesprochen, — in einer Stube des Hauses dem Zepter gegenüber und ließ die Thüre des Letztern nicht aus dem Auge. Feldmarschall Kalkreuth, der schon als eines der Häupter der französischen Partei am Hofe Friedrich Wilhelms III. genannt wurde, hatte dem Franzosen die Ankunft Steins verrathen. Und der Franzose wußte, was Stein seinem Herrn werth war. Er miethete das Zimmer ihm gegenüber, und „spionirte" den ganzen Tag vergebens. Denn Stein war eben krank, ging nicht aus, und Niemand kümmerte sich um ihn; nur Scharnhorst besuchte ihn Abends, als es bereits dunkel geworden war, und Herr von Marsan, überzeugt, daß ihn Marschall Kalkreuth zum Narren gehabt oder dieser selbst gefoppt worden sei, seinen Posten verlassen hatte.

Und so einsam wie am ersten Tage, so blieb der kranke Stein in seinem Dachstübchen auch die folgenden. Der König ließ nicht nach dem Befinden Steins fragen, der Minister Hardenberg war eifersüchtig, fürchtete daß er Stein am Ende weichen müsse. Der Chef hatte leisen Befehl erhalten, den Freiherrn von Stein unbeachtet zu lassen.

Nur die Prinzen Wilhelm und August, sodann Scharnhorst

und Blücher trotzten diesem kleinen und kleinlichen Zorne, und besuchten den Kranken. Die Prinzessin Wilhelm schickte ihm, als sie hörte, wie schlecht für Stein gesorgt sei, wenigstens Speisen und Labung. Nur durch den Zufall, daß ein Courier in Prag von Steins Krankheit sprach, erhielt seine Gattin über dieselbe Nachricht, und eilte dann augenblicklich mit ihren Töchtern an's Lager des Kranken, wo sie dann den Halbgenesenen wiederfand.

Am 15. März, nachdem Stein drei lange Wochen krank gelegen, langte Kaiser Alexander in Breslau an. Und sein erster Besuch galt Stein, den er in Gegenwart seiner Adjudanten und der preußischen Höflinge, die ihn geleiteten, umarmte und küßte.

Und siehe da! — am andern Morgen beginnt eine Pilgerfahrt aller hohen Höflinge der preußischen Krone zum Dachstübchen im Zepter; alle kennen, lieben, verehren jetzt den Mann — den der Kaiser umarmt hatte. Stein nahm sie Alle mit tiefem Mitleid und stiller Verachtung an; nur Wittgenstein nicht; diesen ließ er zurückweisen.

Und am nächstfolgenden Tage am 17. März erscheint denn auch das bis jetzt immer noch verzögerte Gesetz über die Einrichtung der Landwehr, und Friedrich Wilhelms „Aufruf an mein Volk!“ — „Volk!“

Wohl eines der ersten Worte, die Stein Alexander zuflüsterte, hieß: „Landwehr!“ — Und der Kaiser hat es weiter getragen und auch der König dann es offen ausgesprochen. Stein wollte, daß auf dem Kreuze an der Stirne des Landwehrmannes stehen solle: „Wehrlos, Ehrlos“; Friedrich Wilhelm aber schrieb auf das Kreuz: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Einerlei, das Volk wurde aufgerufen und stand auf! — So etwas ist nicht wieder zu verwischen. —

Noch einen andern Besuch auch erhielt Stein im Dachstübchen des Zepter, und zwar den der Gläubiger, die ihm Geld auf seine Güter, soweit sie nicht confiscirt waren, vorgeschossen hatten. Als Kaiser Alexander dies hörte, wies er die nöthige Summe zur Bezahlung der Schulden an.

Das Dachstübchen im Zepter zu Breslau — es hat ein schönes Stückchen deutscher Geschichte zu erzählen!

21.

Der Aufruf von Kalisch.

Bevor Stein Breslau verließ, wurde unter seinem Einflusse zwischen Rußland und Preußen ein besonderer „Vertrag über die Verwaltung der befreiten deutschen Länder" abgeschlossen, nach welchem „jeder deutsche Fürst, der nicht in einem bestimmten Zeitraum der Aufforderung, sich den Verbündeten anzuschließen, nachkomme, seine Staaten verlieren", und sodann ein „Verwaltungsrath mit unbeschränkter Vollmacht", zur einstweiligen Regierung dieser Staaten ernannt werden sollte. —

Die Absicht dieses Vertrages bestand, wenigstens für Stein, darin, die Rheinbundsouverainitäten, die Napoleon geschaffen, die fest an ihm hingen, mit ihm zu beseitigen.

Erst nachdem Stein diesen Vertrag mit abschließen geholfen, reiste er von Breslau ab nach Kalisch, um hier „in Ruhe seiner Gesundheit zu pflegen". Aber schon wenige Tage, nachdem er hier angekommen, am 26. März, erschien der „Aufruf von Kalisch", der im Namen Alexanders und Friedrich Wilhelms vom Befehlshaber der verbündeten Heere, Fürst Kutusow, erlassen wurde. Daß Stein ihn wenn nicht selbst verfaßt, jedenfalls eingeflößt, beweist der Geist, der in

ihm herrscht. Der Aufruf kündigte im Namen der beiden Herrscher „den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an“, er versprach in ihrem Namen die „Wiedergeburt eines ehrwürdigen (deutschen) Reiches“, er versprach dieser Wiedergeburt „mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten“. Im Namen des Kaisers von Rußland aber ins Besondere erklärte der Aufruf, daß der Kaiser, „da die Völker den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen“, nur „eine schützende Hand über ein Werk halten werde, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Vȯlkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll“. — — „Je schärfer“ hieß es dann „in seinen Grundzügen und Umrissen dies Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europa’s Völkern erscheinen können“.

Freiheit und Unabhängigkeit für die Fürsten und die Völker, — die Wiedergeburt eines ehrwürdigen deutschen Reiches, — dessen Gestaltung den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben, — das in seinen Grundzügen und Umrissen aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes hervorgehen, — — und das zur Einheit der Nation Europa gegenüber führen sollte, — das war der Kampfpreis, den man an Deutschlands Grenze dem deutschen Volke bot, und für den es dann gern Blut und Gut einsetzte.

Nie haben die Fürsten selbst, in deren Namen ihr Befehlshaber den hohen Kampfpreis dem deutschen Volke auf Steins Antrieb bot, den Gedanken und die Worte offen und klar ausgesprochen, für welche hier die Nation, Fürsten und Volk, zum Kampfe aufgerufen wurden. — Das Volk

aber glaubte dem, der im Namen der Herrscher sprach, und es mußte und durfte ihm glauben, da seine Zusagen unwidersprochen von denen, in deren Namen sie zur feierlichen Stunde gegeben waren, durch das Blut von Hunderttausenden besiegelt wurden. —

22.

Auf dem Leipziger Schlachtfelde.

Von Kalisch ging Stein nach Dresden, um hier den Verwaltungsrath zu ordnen. Sodann unterhandelte er wegen des Uebertritts des sächsischen Heeres mit dem Befehlshaber desselben, General Thielmann, wobei Stein eine Schroffheit herauskehrte, die dem Zwecke der Unterhandlung eher schaden als nutzen mußte. Es ist nicht zweifelhaft, daß Stein den Anschluß des Königs von Sachsen an die Verbündeten nicht wünschte, daß er im Gegentheile den König nächstens zu denjenigen Bundesgenossen Napoleons rechnen zu können hoffte, die nicht zur rechten Zeit diesen verlassen und dadurch ihre Staaten verwirkt hatten. Napoleon seinerseits forderte, als er Dresden wieder besetzt hatte, des Königs Rückkehr von Prag, wohin dieser zur Unterhandlung mit Oestreich gegangen war, ebenfalls unter der Androhung der Absetzung. Und ihm folgte der König, da er an den Ernst der napoleonischen Drohung glaubte.

Unterdessen hatte der große Kampf begonnen, der nach den schweren, aber nichts entscheidenden Schlachten von Lützen und Bautzen zum Waffenstillstande und durch diesen zum Uebertritt Oestreichs zu Preußen und Rußland führte. Mit dem Eintritt Oestreichs in das Bündniß begann dieses selbst eine

andere Richtung zu erlangen, als die, welche Stein demselben zu geben anstrebte.

Denn Stein wollte die Beseitigung der Rheinbundfürsten. Er hatte dies in jenem „Vertrage über die Verwaltung der befreiten deutschen Länder" klar ausgesprochen und für Rußland und Preußen vertragsweise festgestellt. Ebenso schrieb er in dieser Zeit an den Grafen Münster: „Ich will gewiß der Fürsten nicht schonen, die wie Sachsen sich betragen. Er verdient geächtet, nicht geachtet zu werden. So der Bayer und Würtemberger Zaunkönig, wenn sie nicht bald herumkommen".

Stein kannte aber Oestreich und den Lenker des östreichischen Cabinets, Grafen Metternich, zu gut, um nicht zu wissen, daß mit ihrem Eintritt in den Bund der Feinde Napoleons, die Richtung dieses Bundes Deutschland gegenüber eine andere sein werde. Unmittelbar nach diesem Uebertritte gab sich deswegen Stein die größte Mühe, wenigstens eine vorläufige Organisation Deutschlands durchzusetzen. Eine Zeit lang hatte er sich diese Organisation in einer Art gemeinsamer Herrschaft von Preußen und Oestreich über ganz Deutschland gedacht; da dies aber sehr bald durch den Widerstand, den er sowohl bei Preußen als bei Oestreich fand, als nicht thatsächlich durchführbar erschien, so forderte er jetzt die „Wiederherstellung von Kaiser, Reich mit Reichsgericht und Repräsentativverfassungen in allen deutschen Staaten". Die preußischen Staatsmänner wollten keine Wiederherstellung von Kaiser und Reich; die östreichischen keine Repräsentativverfassungen; und so kam nichts von dem, was Stein erstrebte, zu Stande. Von Preußen wurde die Errichtung eines „deutschen Bundes" vorgeschlagen, und Stein griff auch diesen Gedanken auf, um wenigstens die Einheit der Nation zu retten. Mit Humboldt zusammen entwarf er einen Plan zu einem solchen einheitlichen deutschen Bunde, der dann aber ebenfalls vorerst zu den Acten gelegt wurde.

Und während so Stein die einheitliche Organisation Deutschlands zu verwirklichen strebte, sorgten Oestreich und Metternich dafür, daß dieselbe nicht möglich werden konnte; während Stein daran dachte, die „Zaunkönige", die sich auf Napoleon stützten, zu beseitigen, schloß Oestreich Verträge mit Preußen und Rußland (in Teplitz), durch welche die „völlige und gänzliche Unabhängigkeit der zwischen Oestreich, Preußen, dem Rhein und den Alpen liegenden Staaten" festgestellt; schloß Oestreich mit Bayern einen Vertrag (zu Ried, 8. Oct.), in welchem alle französischen und rheinbundlichen Errungenschaften Bayerns anerkannt und verbürgt wurden.

Von der Stunde an war die „Wiederherstellung des ehrwürdigen deutschen Reichs", die „Einheit Deutschlands", wie der Aufruf von Kalisch sie versprach, unmöglich. Freilich hoffte selbst Stein noch, daß am Ende doch das gewünschte Ergebniß noch möglich werden könnte, und kämpfte dafür, so oft sich eine Gelegenheit bot, überall, wo er einen Halt dafür zu finden glaubte.

Wenn so durch Oestreichs Einfluß die Organisation Deutschlands schon vor der Entscheidung über Deutschlands Befreiung durch die Waffen der Verbündeten unmöglich gemacht wurde; so war diese Entscheidung zum Besten Deutschlands durch den Uebertritt Oestreichs nicht mehr zweifelhaft. Die Völkerschlacht bei Leipzig sprach das Urtheil über Napoleons Herrschaft in Deutschland. Am Tage nach der Schlacht, am 19. October, trafen Stein und Alexander an den Thoren von Leipzig zusammen. Alexander, der besser als irgend Jemand wußte, wie viel Stein zum Herbeiführen dieser großen Tage beigetragen hatte, fiel dem deutschen Staatsmanne an die Brust und küßte ihn vor aller Welt. Neben Alexander aber stand Gneisenau. Und Stein und Gneisenau schüttelten sich in stolzer Freude, ob des halberreichten Zieles, die Hände. Dann aber

gaben sie sich Einer dem Andern auch das Gelübde, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis das Ziel ganz erreicht, bis Napoleon nicht nur aus Deutschland vertrieben, sondern von seinem Throne herabgestürzt sei.

Das war die Aufgabe, die sie sich auf dem Schlachtfelde von Leipzig stellten.

23.

Der Feldzug in Frankreich.

Stein übernahm jetzt die Centralgewalt in den befreiten deutschen Ländern. Er blieb zu dem Ende in Leipzig. Hier ging dann einer seiner ersten Anträge bei den verbündeten Fürsten dahin, daß „allenthalben, wo Landstände vorhanden“, man vermittels derselben zu wirken versuchen solle. Und der Antrag wurde heute, gerade so, wie zur Zeit als Preußen Westfalen und die Stiftslande erlangte, und Stein denselben Antrag stellte, — verworfen. Noch einmal suchte Stein von Leipzig aus bei Alexander in einer Denkschrift (30. Oct.) die Entfernung der Rheinbundfürsten, Sachsen, Würtemberg, Baden, Berg, Nassau, aus ihren Ländern zu befürworten. Oestreich gab darauf gewissermaßen die Antwort, indem es wenige Tage nachher (3. Nov.) mit Würtemberg einen ähnlichen Vertrag, wie den von Ried mit Bayern, abschloß, und wieder einige Tage später (15. Novbr.) es die verbündeten Fürsten veranlaßte, allen Rheinbundfürsten im Allgemeinen, die den Rheinbund aufgeben würden, „ihre Oberherrlichkeit, Souveränetät und ihre Besitzungen zu verbürgen“.

Nicht ohne Absicht hatte Metternich dahin gewirkt, daß Stein durch den ehrenvollen Auftrag, die Centralgewalt in den befreiten deutschen Ländern zu übernehmen, vom Hauptquartier entfernt blieb. Er benutzte diese Entfernung nicht nur zu den

oben angedeuteten Schritten den Rheinbundfürsten gegenüber, sondern auch zu Friedensverhandlungen mit Napoleon auf der Grundlage der Grenzen des Rheins, der Alpen, des Meeres und der Pyrenäen für die Herrschaft des napoleonischen Kaiserreichs.

Als Stein in Leipzig endlich erfuhr, was im Hauptlager zu Frankfurt a. M. unter Metternichs Einfluß vorbereitet wurde, eilte er augenblicklich nach Frankfurt und kam hier noch zeitig genug an, um die Fortsetzung des Krieges durch seinen Einfluß auf Alexander sichern zu helfen.

An der Grenze Frankreichs versuchte dann Metternich noch einmal, Stein von dem entscheidenden Schauplatz des Krieges ferne zu halten, indem er dem Kaiser Alexander vorstellte, daß, sobald die verbündeten Heere den Fuß auf französischen Boden setzen, der Volkskrieg in Frankreich nicht ausbleiben, und dieser mit der unmittelbarsten persönlichen Gefahr für den Kaiser verbunden sein würde. — Alexander aber wies die feige Vorsicht, die eher gegen den deutschen Staatsmann als gegen den russischen Kaiser gerichtet war, wie sie's verdiente, zurück. Und so blieb Stein im Hauptquartier und wurde hier neben Blücher der vorwärtstreibende Lenker des Geschickes, während Metternich Schritt für Schritt das Rad des Geschickes zurück zu halten und zu fesseln suchte.

Zehnmal während des kurzen Feldzuges in Frankreich war die östreichische Politik, die den Schwiegersohn nicht gänzlich vernichtet sehen wollte, die Ursache, daß die östreichische Heeresmacht im entscheidenden Augenblicke zurückhielt, zurückwich, während Blücher mit der preußischen vorwärts drängte. Ein paarmal mußten die Preußen diese Lage der Dinge durch theilweise Niederlagen büßen. So oft sich eine Gelegenheit bot, suchte Oestreich einen Frieden zu vermitteln; und so oft er halbwegs vermittelt schien, wußte Stein die Hartnäckigkeit und

Blindheit Napoleons, der Schritt für Schritt mehr als ihm die Verbündeten boten, retten zu können glaubte und demnach bei jeder neuen Unterhandlung seine Forderungen spannte und überspannte, zu benutzen, um den Sinn des Kaisers Alexander zu lenken und zu stärken, daß er die Fäden des Friedensgespinnstes jedes Mal wieder zerriß, und endlich, als die östreichische Zauder- und Rückhaltspolitik seine Geduld abgenutzt hatte, sich entschlossen zeigte, seine Truppen aus dem Heereskörper, der Oestreichs Führerschaft übergeben war, zurückzuziehen und mit der Blüchers zu vereinigen. Erst dann erfolgten die entscheidenden Schläge bei Bar, Troyes und Laon, worauf endlich Blücher, als Napoleon das kluge Manöver machte, sich in den Rücken des preußischen Heeres zu werfen, das durchschlagende Wort aussprach oder ausgesprochen haben soll: „Ist Napoleon hinter mir, so brauche ich mich nicht umzukehren, daß er — — — Vorwärts, nach Paris!"

Der Einzug fand am 31. März statt. Am 2. April schrieb Stein an seine Frau: „Der Mensch ist zu Boden, danken wir der Vorsehung, die sich des Kaisers Alexanders bedient hat, um diesen großen und edeln Erfolg zu erhalten".

Wir aber, wir Deutschen, danken im Namen der ganzen Menschheit der Vorsehung, daß sie einen Stein neben Alexander gestellt hatte, um so den Kaiser in der Bahn zu erhalten, die zum Untergang des napoleonischen Kaiserthums, dieser vergoldeten Menschenknechtschaft, dieser schamlosen Menschenverachtung führen mußte.

24.

Der Pariser Friede.

„Der Mensch ist zu Boden!“ Es war als ob ein Alp von der Brust der Menschheit abgewälzt wäre. Von der Stunde an fühlte, dachte, handelte Jeder anders als er Tags zuvor noch gehandelt haben würde, gehandelt hatte.

Nur Stein blieb derselbe. Alles um ihn herum änderte mit dem Umschwunge, der durch Napoleons Sturz sich in allen Verhältnissen des öffentlichen und des Privatlebens geltend machte.

Mit Napoleon brach der Zauber, der bisher Stein gewissermaßen zum Lenker der Ereignisse gemacht hatte. Das dunkle Bewußtsein, daß nur Männer wie Stein und Blücher, „aller Menschenfurcht baar“, dem mächtigen, klugen, unbeugsamen, rücksichtslosen und gewissenlosen Geiste Napoleon's gewachsen seien, sicherte ihnen die Macht, die Napoleons Macht zu brechen berufen war. Am Tage aber, als das Ziel erreicht, schüttelten die Gewaltigen der Erde, die, so lange Napoleon aufrecht stand, sich die Herrschaft Steins gefallen ließen, diese unwillig ab.

Und nicht nur Stein, sondern Alle, die wie er, den Geist der Lüge und Herrschsucht, den Geist der Seelenknechtschaft, wie er in Napoleon verkörpert war, mit dem Geiste der

Wahrheit, der Liebe, der Freiheit besiegen halfen, waren überflüssig, als der Sieg errungen war.

Am Morgen des Tages, an welchem die preußische Garde in stolzem Paradeprunk durch die Thore von Paris in die Straßen der Hauptstadt Frankreichs einzog, hatte König Friedrich Wilhelm III. über die York'sche Heeresabtheitung vor den Thoren Heerschau gehalten. Die Soldaten Yorks, in Mehrzahl Landwehr der Ostpreußen, hatten alle Schlachten von Lützen bis zum Montmartre mitgemacht, und in allen mit der heldenmüthigsten Todesverachtung gefochten. Das sah man auch den zerfetzten Kleidern an. Der König sagte zum Feldherrn: „Schmutzige Leute", und die Tapfern durften nicht mit in die Hauptstadt einziehen; sie mußten, da immerhin ihre Tapferkeit möglicher Weise jenseits von Paris noch einmal nöthig werden konnte, auf weiten Umwegen um die Stadt gehen.

Auch bei Alexander war der Einfluß Steins gebrochen von dem Augenblick an, daß „der Mensch zu Boden war". — Metternich hatte dies Ergebniß vorbereitet. Alexander war kein Freund der Bourbonen; er dachte daran Bernadotte, den zur Gründung einer neuen Dynastie den Schweden zugeschobenen französischen Marschall, zum Könige von Frankreich zu erheben, und sich so bei den Franzosen beliebt zu machen und zugleich die junge Dynastie aus Schweden zu entfernen. Stein haßte alles Französische und vor Allem die neben und unter Napoleon heraufgekommenen Generale. Er hielt die Herstellung der Bourbonen für eine Art Wiederherstellung des Rechtszustandes in Frankreich. Er rieth Alexander in diesem Sinne und wirkte auch in diesem Sinne auf die Staatsmänner Englands ein. Alexander sah hierdurch seine Pläne durchkreuzt; und Metternich verrieth Stein bei Alexander, indem er Briefe und Aeußerungen Steins an Dritte in dieser Frage Alexander

überlieferte. So wurde das persönliche Verhältniß zwischen Stein und Alexander auch durch äußern Anstoß gelockert. Denn die tiefere Ursache des Bruches zwischen Beiden lag in der Natur der Dinge. Der Kaiser von Rußland hatte, nachdem Napoleon beseitigt war, Frankreich gegenüber andere Ziele im Auge als der deutsche Staatsmann. Alexander glaubte Frankreich gegenüber großmüthig erscheinen zu müssen, um so die Freundschaft, die Bundesgenossenschaft Frankreichs den Bestrebungen Rußlands zu sichern. Stein wollte nicht großmüthig sein gegen Frankreich, sondern gerecht gegen Deutschland. Er forderte eine Kriegssteuer, wie Frankreich seit zwanzig Jahren sie fast Jahr aus Jahr ein Deutschland aufgelegt hatte; er forderte sie als gerechte Entschädigung und Vergeltung; sodann verlangte er Basel für die Schweiz, Straßburg und Landau für Deutschland.

Vielleicht wäre es möglich gewesen, dies Alles zu erlangen, wenn Preußen und Rußland sich verständigt hätten. Aber das alte Gespenst Polen stand zwischen ihnen. Alexander beanspruchte ganz Polen, Preußen wollte seinen Theil behalten. Dieser Widerspruch trennte die preußischen und russischen Staatsmänner. Die Großmuth aber, die Rußland den Franzosen bekundete, erschien auch den englischen Staatsmännern als ein Angebot Rußlands für die zukünftige Bundesgenossenschaft Frankreichs, und so glaubten diese, um sich ihrerseits der Bundesgenossenschaft Frankreichs für England zu versichern, die Angebote Rußlands überbieten zu müssen.

Frankreich, das besiegte, wurde behandelt als ob es gesiegt hätte. Preußen, anstatt eine Kriegssteuer zum Ersatz seiner zahllosen Opfer und Schädigungen zu erlangen, wurde veranlaßt, moralisch gezwungen durch Rußland, England und auch Oestreich, die gemeinsam auf dasselbe drückten, 94½ Mill. Franken, die Frankreich aus dem Jahre 1812 für die Liefe-

rungen aus den preußischen Arsenalen und Vorrathskammern schuldete, dem Besiegten zu schenken. Anstatt Straßburg und Landau an Deutschland herauszugeben, bestimmten die russischen und englischen Staatsmänner mit Hilfe Metternichs, daß Frankreich beide behalten durfte, und noch dazu das Stück deutsches Land erhielt, welches zwischen Landau und der französischen Grenze lag.

Dann sorgten die großmüthigen Sieger dafür, daß Frankreich eine constitutionelle Verfassung mit zwei Kammern, Steuerverwilligungsrecht, Preßfreiheit, Religionsfreiheit erhielt.

Dagegen bestimmte der „pariser Friede“, daß Deutschland aus „unabhängigen Staaten“, durch „eine Bundesverbindung vereinigt“, bestehen sollte, und suchte so durch die Anarchie das liberum veto der deutschen Fürsten, die Ohnmacht des deutschen Bündnisses festzustellen. Stein hatte nach allen Richtungen hin gegen diese Ergebnisse zu wirken gestrebt: „Ueber die Großmuth gegen Feinde vergißt man die den eigenen Unterthanen schuldige Gerechtigkeit“, rief er den russischen, deutschen englischen Staatsmännern zu. In dem Bewußtsein, daß eine Verfassung, irgend eine, Deutschland allein retten könne, trat er auch jetzt in Paris für eine solche ein. Dem Kaiser Alexander schrieb er: „Deutschland wagt zu hoffen, daß Sie, Sire, ihm eine Verfassung sichern, welche ihm seine politische und bürgerliche Freiheit verbürgt“. Er kannte die Kleinherzigkeit der herrschenden Leute in Preußen; er kannte die unvaterländische Selbstsucht der Lenker Oestreichs; und so schreibt er in seiner Hoffnungslosigkeit an den Kaiser von Rußland, daß Deutschland „zu hoffen wage“, er werde ihm zu einer Verfassung verhelfen. —

Unterdessen schloß Oestreich mit Bayern einen geheimen Vertrag, in welchen sie sich beiderseitig die Beute sicherten,

die sie — nicht in Frankreich, sondern in Deutschland — machen wollten, und schließlich machten.

Friedrich Wilhelm III. hatte etwas Besseres zu thun; er richtete ein neues Ministerium ein. Daß Stein, der starre, rücksichtslose Mann, der einst dem Könige eine Staatsregierung aufzwang, umgangen wurde, verstand sich von selbst; daß aber in Paris selbst, ehe der siegreiche König von Preußen die Hauptstadt Frankreichs wieder verließ, die alte „Kabinetsregierung“ wieder hergestellt wurde, das ist fast mehr, als man von dem Wesen der herrschenden Persönlichkeiten hätte erwarten und befürchten sollen. Hardenberg wurde Staatskanzler, Minister des Aeußern und alleiniger Cabinetsminister, an den alle andern Minister zu berichten hatten; Fürst Wittgenstein wurde mit der gesammten Polizei, und der geheimen in's Besondere, betraut, und er war in der That der zweite Cabinetsminister Friedrich Wilhelms des Dritten. Und so war Alles wieder im besten Gleise.

25.

Stein in Nassau.

Jetzt konnte Stein heimkehren auf seine Burg an der Lahn, auf seinen Hof zu Nassau. Ob er jetzt den Klöpfel mit dem Eselskopfe des Steinschen Wappens wieder an seine Thür anschlagen ließ?

Aber nur wenige Tage, nur drei, der Ruhe gönnte er sich selbst; am vierten war er bereits wieder auf der Reise nach Frankfurt, um hier Hardenberg zu sprechen, ihn zu treiben, die deutsche Verfassung vorzubereiten, anzubahnen, einzurichten; sodann aber auch ihn zu veranlassen, so rasch als möglich über Sachsens Schicksal zu entscheiden. Seiner Ansicht nach sollte dasselbe als erobertes Land eines mit den Waffen in der Hand gefangenen Feindes Deutschlands und Freundes Napoleons, des Erzfeindes aller Völker, ganz an Preußen fallen. Und in diesem Sinne hatte er stets bei Alexander gewirkt. Jedenfalls glaubte er, daß Sachsens Schicksal thatsächlich entschieden sein solle, ehe die Entscheidung der deutschen und europäischen Diplomatie, die nach Wien berufen war, in die Hände falle.

Um die Verfassung Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten in die rechte Bahn einlenken zu helfen, veranlaßte Stein jetzt Ernst Moritz Arndt sein Büchlein: „Ueber zukünftige ständische Verfassungen“ zu schreiben. Der Titel deutet an, wohin Stein und Arndt steuerten.

Zu derselben Zeit veranlaßte er dann einen befreundeten Officier, Oberst Rühl, den Entwurf einer deutschen Kriegsverfassung auszuarbeiten, der auf Landwehr und Landsturm gegründet, die größtmöglichste Kriegsbereitschaft der ganzen deutschen Nation mit den geringsten Kosten, eine allgemeine Wehrbildung des deutschen Volkes bis in die Schulen hinab forderte.

Das waren gewissermaßen seine Vorstudien für den Wiener Congreß. Welcher Unglücksstern waltete über Deutschland, daß dieser Mann — zur Ohnmacht verdammt wurde!

26.

Der Wiener Congreß.

Die Weltgeschichte hat kaum ein die Menschheit in ihrem Heiligsten so tief verletzendes und herabwürdigendes Schauspiel aufzuweisen, als das des Wiener Congresses. — Die deutsche Geschichte, voll von trüben, demüthigenden, unheilvollen Stunden, hat keine trübern, demüthigendern, unheilvollern zu beklagen, als die, welche der Congreß von Wien über sie herabbeschworen. —

Das Volk in Wien, durch Jahrhunderte priesterlicher und fürstlicher Corruption dem Denken entfremdet, dem sinnlichen Genusse allein hingegeben, bildet den lachenden, jubelnden Hintergrund, überall sich des Bettelpfennigs, des Bedientenlohnes, der fürstlichen Fußtritte und des kaiser- und königlichen Karrossenschmutzes freuend. — Im Vordergrunde werden Völker getheilt, zerrissen, verkauft, genarrt — das deutsche vor Allem. Und die Helden des Tages, die dies Werk vollbringen, „amüsiren“ die gefoppten Staatsmänner und Fürsten durch Comödien, Tänzeraufführungen, Feuerwerke, Salonpracht, Küchen- und Kellerwunder und auch durch Maitressenausstellungen. Der oberste, der erste der Helden des Tages, Metternich, theilt die Rollen aus unter den Fürstinnen und Gräfinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen, die ihm helfen mußten, alle Welt zum Narren zu halten, und so ein Werk zu schaffen, das

Menschenleben hindurch alle europäischen Zustände fälschte, vergiftete, und in dessen zusammenbrechender Fäulniß er selbst am Ende seines Lebens elend, verachtet, in der Geschichte mit dem Hohne der Jahrhunderte gestempelt, zusammenbrechen und den Staat, den er so lange beherrscht hatte, mit in den Untergang nachziehen sollte. —

In diesem wunderbaren, tiefdemüthigenden, Ekel erregenden Getreibe stand Stein, wie der Chor in den Tragödien des Alterthums, das Gericht über die Thaten, welche an ihm vorüberzogen, sprechend. — Er war der einzige, ächte Vertreter des Volkes, Vertreter der siegenden Völker, die eben der Herrschaft der Lüge und der Knechtschaft ein Ende gemacht hatten, — gemacht zu haben glaubten. —

Neben Metternich stand Talleyrand, und beide reichten sich schließlich die Hände, um die Völker des wohlverdienten Lohnes, den sie mit ihrem Blute erworben, den sie in stiller Hingebung aus den Händen der in Wien versammelten Fürsten und Staatsmänner Europas zu erhalten hofften, zu berauben.

Stein zwischen Beiden, Stein, von Metternich und Talleyrand nach und nach überall in den Hintergrund geschoben, aus dem entscheidenden Rathe der Völkerherrscher verdrängt — das ist das Ergebniß des Wiener Congresses.

Die Stimmung aber, die sehr bald den strengen, ehrenvollen, alle die Mittel, die hier siegten, verachtenden Mann beherrschte, möge eine kleine Nebenscene schildern. — Als Talleyrand dem deutschen Staatsmanne seine Aufwartung machte, war jener von dem Freiherrn von Dalberg begleitet, dem Neffen des letzten Kurfürsten-Erzkanzler von Mainz, dem ersten und letzten Fürstprimas des Rheinbundes. — Unter Napoleon nach Frankreich übergesiedelt, hatte sich der Neffe Dalbergs Talleyrand insbesondere angeschlossen, der ihn dann als Lohn zum Senator erhob. Jetzt wurde er von König Ludwig XVIII.

als zweiter Gesandter Frankreich's in Wien Talleyrand beigesellt. — Stein, dem schon Talleyrands Wesen aufs innigste zuwider war, unterdrückte dies Gefühl und empfing ihn mit der äußern Achtung, die seine Würde als Gesandter forderte. Als dann aber, nachdem Talleyrand das Zimmer verlassen, der Bediente den von Napoleons Gnaden zum Herzog erhobenen von Dalberg meldete, da gewann die Mißstimmung in Stein die Ueberhand. Es stieg in dem deutschen Freiherrn von Stein das Andenken an die „Dalberg" auf, von denen es einst bei der Krönung des deutschen Kaisers hieß: „Ist denn kein Dalberg hier?" Da dachte er im Gegensatze an die elende Rolle, welche der „Fürst Primas" Dalberg als charakterloser Schleppenträger Napoleons gespielt hatte; da übermannte ihn der Gedanke an die vaterländische Schmach, die jetzt einen „Dalberg" zum Gehülfen Talleyrand's machte; — und in diesem Andenken sagte der deutsche Reichsfreiherr seinem Kammerdiener: „Fragen Sie den Herzog, ob er als Gesandter Frankreichs mich zu besuchen komme? dann mögen Sie ihn herein führen; kommt er als Herr von Dalberg, dann können Sie ihn die Treppe hinunter werfen."

Stein's erste Sorge in Wien war die Herstellung einer Geschäftsordnung für die Behandlung der deutschen Angelegenheiten. In einer Denkschrift an den Kaiser von Rußland fordert er, daß die deutschen Angelegenheiten ohne Betheiligung von Frankreich und auch von Rußland, von einem Ausschusse der preußischen, österreichischen und hannover'schen Bevollmächtigten vorbereitet werden sollten. Der Kaiser von Rußland beförderte diesen Auftrag empfehlend an Metternich. Dieser aber forderte und erlangte, daß dem Ausschuß Baiern und Würtemberg, (Fürst Wrede und Herr von Linden) zugesellt wurden. — So konnte Metternich stets auf eine Mehrzahl rechnen, denn in den Verträgen mit Baiern und Würtemberg

hatte sich Oestreich unter seiner Leitung als der eigentliche, an Napoleons Stelle getretene, Protektor aller Rheinbundschöpfungen bekundet.

Stein hielt die sächsische Frage für durchschlagend und entscheidend. Er suchte daher dieselbe vor Allem zu ordnen. Am 29. October trug er bei Alexander darauf an, daß die Verwaltung von ganz Sachsen an Preußen übergeben werde, und schon zwei Tage später erhielt General Fürst Repnin, der einstweilen Sachsen für Rußland mit verwaltete, Befehl, die ganze Verwaltung Sachsens an Preußen abzutreten. Am 8. November wurde dieser Befehl vollzogen; und so schien diese Vorfrage auf dem Wege, sich in der Richtung zu ordnen, welche Stein für die beste hielt. — Aber schon vierzehn Tage später mußte Stein bei den preußischen Staatsmännern Klage führen über die Hast, mit welcher preußische Abentheurer sich in alle sächsischen Aemter eindrängten, preußische Anmaßungen alle Gefühle des Volkes in Sachsen verletzten, und so den Feinden Preußens, den Freunden eines sächsischen Staates zwischen Preußen und Oestreich in die Hände arbeiteten. Der englische Gesandte hatte überdies an seine Zustimmung zu dem Beschlusse, daß ganz Sachsen einstweilen Preußen übergeben werde, die Bedingung geknüpft, daß dadurch Polen nicht an Rußland fallen dürfe. Er hatte so den faulen Fleck berührt, an dem die deutsche Frage krankte, und durch den sie vergiftet werden sollte.

Stein drängte jetzt, nachdem die sächsische Frage in der rechten Bahn war, auf Feststellung der deutschen Verfassung. Er arbeitete mit Wilhelm von Humboldt einen Verfassungsplan aus: derselbe beruhte erstens auf vollständiger Gleichberechtigung zwischen Oestreich und Preußen, indem Oestreich den Vorsitz in der Bundesversammlung, der Gesetzgebenden Behörde, Preußen den Vorsitz im Direktorium, der höchsten voll-

ziehenden Behörde führen sollte; er stellte zweitens ein Minimum landständischer Rechte, Steuerverwilligung, und Klage wegen Malversion der Beamten und Minister in allen deutschen Staaten fest; er verbürgte drittens Preßfreiheit, und viertens Lehrfreiheit, freier Besuch aller deutschen Universitäten; er theilte fünftens das deutsche Reich in Kreise ab; und ordnete sechstens ein gemeinsames Kriegswesen für ganz Deutschland.

Der Plan wurde an Hardenberg und Metternich zur Begutachtung und Umarbeitung übergeben, und unter ihren Händen verschwanden dann die oben angedeuteten festen Grundlagen einer wirklichen deutschen Verfassung, die durch vage Verheißungen einer Verfassung ersetzt wurden, welche Oestreich das Direktorium allein, und dagegen Preußen zwei Stimmen im Kriegsrathe, und Oestreich ebenfalls zwei, und Bayern, Würtemberg und Hannover je eine Stimme zugestand, so daß Oestreich sicher im Direktorium herrschte und im Kriegsrathe stets auf eine Majorität hoffen konnte, die ganze Leitung aber dem Zufall preisgegeben war. Aber auch dieser Zwitterplan enthielt des Guten noch zu viel für Würtemberg und Bayern. Die beiden Rheinbundzaunkönige hatten sich in ihre „souveraine" Selbstständigkeit hineingelebt; sie waren in ihrem ganzen Wesen absolutistische Naturen; sie wollten nur ein „deutsches Bündniß" für den Kriegsfall, aber keinen „Bund" zugestehen. — Bayern und Würtemberg waren durch Fürst Wrede, den langjährigen willenlosen Unterling Napoleons, und von Linden, den ergebenen Diener der neu-würtembergischen Herrscherwillkühr vertreten. Wrede forderte schon bei den ersten Schritten zur Herstellung einer deutschen Verfassung von Linden auf, gemeinschaftlich mit ihm zu handeln, und mit Frankreich ein Bündniß zu suchen, um auf dieses gestützt, jede deutsche Verfassung zu bekämpfen, die ein Opfer von den Rechten der Rheinbundsouverainetät ihrer Könige verlangen könne.

Stein sah mit Unwillen dieses Getreibe Alles gefährden, und — da sein Wort bei den preußischen Staatsmännern, bei den Leitern Preußens und Oestreichs, Hardenberg und Metternich, kein Echo fand, so wandte er sich nothgezwungen wieder an den Kaiser Alexander. Er überreichte diesem am 4. November eine Denkschrift, in welcher er sagte: „die unglücklichen Ereignisse, welche im Jahre 1806 den Sturz des deutschen Reiches verursachten, brachten Deutschland in Napoleons Gewalt und begründeten einen Despotismus der That, welcher noch jetzt in seiner ganzen Heftigkeit besteht. — — Seitdem bildete sich diese ungeheure Mischung von Rechten, Mißbräuchen und Anmaßungen, welche die Cabinette „Souverainetät“ nennen. — Ihre Majestäten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen erklärten zu Kalisch die Auflösung des Rheinbundes und luden die deutschen Fürsten ein, sich mit ihnen zu vereinigen, um ihre Fesseln zu sprengen und um eine Verfassung auf den Grundlagen der Gerechtigkeit und Ordnung aufzuführen“. — „Sie kommen“, sagt dieser Aufruf, „um den Fürsten und Völkern ihre Freiheit und Unabhängigkeit, diese unveräußerlichen Stammgüter der Völker, wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. — Nur dieser Zweck ist es, der das Vordringen der Heere gebietet und leitet“. — —

„Das Bündniß von Chaumont und der Pariser Friede verkündeten den Willen des versammelten Europa's:

„Daß Deutschland ein Bundesstaat sein, dessen Einrichtung auf dem Wiener Congreß bestimmt werden solle“.

Oestreich, Preußen und Hannover schlugen einen Bundesplan vor, welcher

I. das Recht des Kriegs und Friedens dem Bunde übertrug,

II. ihm die Entscheidung der Streitigkeiten unter den Fürsten überließ,

III. eine Bundesversammlung bildete, bestehend aus einem leitenden Rath von fünf, und einem Vereine der Fürsten und Städte,

VI. Landstände unter der Gewähr des Bundes einrichtete, und

V. gewisse gemeinsame Rechte für alle Bewohner Deutschlands festsetzte".

„Die Verhandlungen über diesen Bundes-Vertrag hatten bisher keinen andern Erfolg als den, von Seiten Bayerns und Würtembergs ein System des Ehrgeizes entgegen den Fürsten und freien Städten, der Vereinzelung gegen den Bund und des Despotismus gegen ihr eigenes Land ans Licht zu bringen". —

„Europa ist daran gelegen, daß nicht ein Schwarm kleiner Höfe existire, deren aufregende, stänkernde und nothwendig treulose Politik eine Verwirklichung von Ränken und Schlichen unterhält, die mehr oder weniger auf die Verhältnisse der großen Höfe einwirken; — es ist den Grundsätzen von Gerechtigkeit und Freisinnigkeit der verbündeten Mächte angemessen, daß Deutschland einer staatlichen und bürgerlichen Freiheit genieße, daß der Souverainetät der Fürsten Grenzen gezogen werden, daß die schreienden Mißbräuche der Gewalt aufhören; — — — endlich, daß die Rechte Aller festgesetzt und geschützt werden, und daß Deutschland aufhöre ein weiter Sammelplatz von Unterdrückern und Unterdrückten zu sein". — — „Die Verbündeten müssen ihren Willen aussprechen, daß das Recht des Krieges und Friedens und die Entscheidung der Streitigkeiten unter den Fürsten dem Bunde übertragen, daß den Ländern Landstände gegeben werden, welche die Freiheit und das Eigenthum der Bewohner sichern und die durch den Bund

gewährt seien; sie müssen Oestreich, Preußen und Hannover einladen, auf den Verfassungsgrundsätzen zu bestehen, die sie ausgesprochen haben, und ihnen ihre Beihülfe zu deren Aufrechthaltung versichern; — es würde nöthig sein, in diesem Sinne eine vertrauliche Note abzufassen".

Stein entwarf selbst eine derartige Note; der Kaiser von Rußland aber fand dieselbe „zu weitläufig und zu bitter". — Stein mäßigte sie, aber auch dann noch hielt es schwer, bis endlich Nesselrode sie unterschrieb und so die Bestrebungen Steins unterstützte.

Es war kein Geheimniß mehr, daß Steins Einfluß bei Alexander gebrochen war. Ein kleiner Vorfall dieser Tage, der die Lage der Dinge und auch das persönliche Getreibe in Wien bezeichnet, hat auch seine historische Bedeutung.

Eine Zeitung hatte gesagt: „Stein sei einst mächtig gewesen, er sei es nicht mehr". Am Abende, wo dies Blatt in Wien gelesen wurde, trat ein deutscher Prinz an Stein heran und sagte ihm höhnend: „Gewesen, Gewesen!" Stein fühlte den Stoß, und erwiderte, dem Prinzen die geballte Faust unter die Nase haltend, „die Frechheit eines Zeitungsschreibers verachte ich, aber hüte sich, wer sie zu wiederholen wagt".

Und dennoch wußten auch die Metternich, die Wrede, die von Linden nur zu gut, wie zutreffend dies „Gewesen" war. Und grade der Zorn, mit welchem Stein den frechen Prinzen heimschickte, bekundet, daß auch er selbst die Wahrheit dieses Hohnes fühlte.

Es war ihm selbst klar, daß er anderswo Hülfe für Deutschland suchen müsse, und so wendete er sich jetzt von den mächtigen Fürsten Deutschlands an die kleinen deutschen Fürsten. Er veranlaßte ihre Vertreter zu einer Conferenz. In dieser beschlossen sie, Theilnahme an den Berathungen über die Verfassung Deutschlands zu verlangen, und zu er-

klären, daß die deutschen Fürsten, ihre Vollmachtgeber, bereit seien, die nöthigen Opfer ihrer Herrschaft zu bringen, um die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands zu sichern, eine Wiederherstellung der Kaiserwürde zu bewirken, und daß sie ebenso bereit seien, ihren Völkern landständische Verfassungen, — zur Regelung der Verwaltung, Herstellung der Gesetze, Mitaufsicht über die Steuern, Anklage gegen Beamte, wegen Mißbrauchs jeder Art — zu gewähren.

Damit würde dann die deutsche Verfassungsfrage neues Fahrwasser erlangt haben, und dies war es, was der Würtembergische Gesandte — wohl mit Talleyrands Aufstachelung und Metternichs Zustimmung — verhindern mußte, indem er erklärte, daß er sich nicht mehr auf Einzelheiten über die deutsche Verfassung einlassen könne, sondern die Vorlage einer Gesammtverfassung zu weitern Schritten abwarten werde. — Er trat so thatsächlich von den Arbeiten des deutschen Ausschusses zurück und war hiermit die Veranlassung, daß dieser von nun an Monate lang brach lag. —

Wie das überhaupt nur möglich war, das erklärt sich nur, wenn man weiß, daß unterdeß das „polnische Gespenst“, oder besser, das Verbrechen an Polen, welchem Stein in seinen staatsmännischen Bestrebungen fast zu jeder entscheidenden Stunde begegnet war, abermals in den Vordergrund gedrängt werden konnte. —

Kaiser Alexander hatte schon lange den Plan aufgegriffen, das russische Polen, mit dem Herzogthum Warschau vereinigt, als ein Nebenreich Rußlands herzustellen. — Auch Stein wollte Polen hergestellt wissen; 1806, 1809, 1812, hatte er diesen Gedanken klar ausgesprochen; aber er wollte ein unabhängiges Polen zum Besten Deutschlands, kein russisches Polen zur Stärkung Rußlands, zur Gefährdung Europa's. — Den Plan eines kaiserlich russischen Polenreiches nannte er, als er demselben zum ersten Male bei Alexander begegnete, einen

„abgeschmackten Gedanken". Jetzt, wo Rußland mit diesem „abgeschmackten Gedanken" in Wien hervortrat, bekämpfte Stein denselben ohne Rückhalt in einer Denkschrift an den Kaiser Alexander selbst. Prophetischen Geistes sagte er in derselben: „Dieser Vereinigung eines despotischen Rußlands mit einem freien Polen wird entweder die Unterjochung oder die Trennung folgen". — Auch in einer Denkschrift an Hardenberg trat er mit scharfen Gründen den Forderungen Rußlands entgegen. —

Und in diesem Auftreten vor Allem lag die Ursache, daß Steins Einfluß bei Alexander immer tiefer sank, und so das „Gewesen, Gewesen" immer wahrer wurde. — Alexander selbst stellte Stein am 19. October persönlich zu Rede: „Sie haben mir über Polen geschrieben; weßhalb haben Sie, der Sie bei allen Gelegenheiten so freisinnige Ideen zeigten, bei dieser so ganz andere vorgeschlagen?" — Stein antwortete: „Ich fürchte, dies Polen wird für Sie, Sire, eine Quelle von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten sein; ihm fehlt ein dritter Stand, der in allen gesitteten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, Sitten, Reichthümer des Volkes ist. — Der dritte Stand besteht in Polen allein aus einem unwissenden und ungestümen kleinen Adel und den Juden". — „Ich werde sie in Zucht zu halten wissen," erwiderte Alexander und forderte so das Geschick heraus, das seine Nachfolger und das unheilvolle Polen, wie Stein es vorhersagte, treffen sollte. — In ähnlichem Sinne wie Stein wünschten auch die englischen Staatsmänner soweit möglich, die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens; bekämpften, wie er, die Vereinigung des ganzen Großherzogthums Warschau mit dem russischen Polen zur Herstellung eines großen, polnischen Königreichs unter russischer Oberherrschaft. Die Polen selbst aber sahen in einer solchen Vereinigung überhaupt den Anfang einer Wiederherstellung Polens, sie hofften, daß ein constitutionelles Polen nach und nach den

Händen Rußlands entwachsen würde. Der Fürst Adam Czartorisky, der Jugendgenosse Alexanders, war in Wien Alexanders geheimster und einflußreichster Rathgeber; und er war es, der insbesondere Alexander bei seinen Forderungen in Bezug auf Polen stets festzuhalten wußte. Auch er ahnte nicht das Unheil Polens, das er einleiten half, das so furchtbar über ihn selbst hereinbrechen sollte, das Steins scharfer staatmännischer Blick vorhersah und zu verhindern suchte.

Die polnische Frage war durch die sächsische Frage noch mehr verwickelt, da diese beiden Fragen sich durchkreuzten. Rußland war geneigt, Preußen ganz Sachsen überweisen zu helfen, wenn Preußen dagegen Rußland das ganze Herzogthum Warschau gewinnen helfen wolle. Die preußischen Staatsmänner, die mit Friedrich Wilhelm III., überhaupt zu keinem durchgreifenden Entschlusse kommen konnten, die mit Stein und auch den englischen Staatsmännern und ebenso mit Metternich kein vergrößertes Polenreich unter Rußlands Oberherrschaft stellen wollten, widersprachen sämmtlich dem Plane Rußlands und waren so eine Weile wenigstens in dieser Verneinung Rußland gegenüber einig. Und als Rußland auf seiner Forderung bestehen blieb, kam sogar ein Augenblick, wo selbst Hardenberg Stein frug: „Ob man im Falle der Noth nicht Krieg gegen Rußland anfangen könne?" Stein aber verneinte diese Frage, weil Rußland gewaffnet an der Grenze stehe, die Andern nicht. — Obgleich diese Frage in der Verwickelung der Dinge lag, so ist es dennoch immerhin möglich, daß, wenn Stein dieselbe bejaht hätte, seine Antwort vor Allem dazu benützt worden wäre, ihm bei Kaiser Alexander den letzten Stoß zu geben. Denn es herrschte in Wien ein Spiel des Verraths, in welchem Metternich wieder der Führer war, und in dem alle andern Diplomaten ohne staatsmännischen Blick ihm folgen zu müssen glaubten. —

Metternich, der für die Vergrößerung Oestreichs in Salzburg, Tyrol, im Voralbergischen vor Allem gesorgt hatte, wollte weder Rußland das Herzogthum Warschau noch Preußen das Königreich Sachsen zugestehen. — Wie weiland Reineke aber that Metternich bei dem Kaiser Alexander, als habe Oestreich nichts gegen die Ansprüche Rußlands auf Polen, wenn nur Preußen nicht dagegen wäre. Er zeigte dem Kaiser Alexander vertraute Aeußerungen Hardenbergs, die den Mißmuth über die großen Forderungen Rußlands andeuteten. Dem preußischen Minister Hardenberg versicherte dann Metternich, daß Kaiser Franz in die Abtretung Sachsens an Preußen eingewilligt habe, während überall sein Hauptstreben dahin ging, Preußen zu vereinzeln, und es dann gänzlich um die gehoffte Beute zu bringen. — Die natürliche Offenherzigkeit Alexanders, die ein feines Berechnen der Vortheile Rußlands nicht ausschloß, war Ursache, daß Alexander bei Friedrich Wilhelm III. selbst dessen Staatsmänner offen des Treubruchs anklagte, während er ebenso offen erklärte, daß er, nur wenn Preußen in Bezug auf Sachsen befriedigt sei, diese Frage als erledigt betrachten werde. —

Die klugen, feinen, listigen Reineke-Schliche Metternich's verfehlten hierdurch auch in dieser Frage ihr Ziel. — Anstatt Rußland und Preußen zu trennen, wurden sie die Ursache, daß beide nur um so fester zusammenhielten, so daß zuletzt Preußen für Rußland die Vermittelung zwischen ihm und den andern Mächten Europa's übernahm. —

So trat eine Spaltung von selbst ein, die Rußland und Preußen auf die eine, die übrigen Mächte: Oestreich, England und Frankreich insbesondere, auf die andere Seite drängte. — Metternich und Talleyrand wurden die gemeinsamen Lenker der einen Seite und suchten ein festes Bündniß herbeizuführen, zu welchem Talleyrand im Namen Frankreichs 300,000 Mann

anbot. — Stein erhielt Wind von diesem Getreibe und ließ den Kaiser Alexander durch den Kronprinzen von Würtemberg warnen. Und wohl in Folge des drohenden Bündnisses zwischen Oestreich, England und Frankreich lenkten endlich die russischen Staatsmänner ein.

In einer von Stein entworfenen Erklärung gestand Alexander zu, daß Krakau und Thorn neutral bleiben sollten, wogegen nichts destoweniger ganz Sachsen an Preußen fallen und Mainz, das Oestreich Baiern zugesagt, eine deutsche Bundesfestung werden solle. — Metternich erklärte sich mit den russischen Vorschlägen in Bezug auf Polen einverstanden, dagegen nicht einverstanden damit, daß Preußen ganz Sachsen erhalte. Ein Fünftheil von Sachsen sollte genug sein für Preußen, das sonst in Polen und am Rheine Ersatz erhalten könne. Preußen beanspruchte dagegen vor wie nach ganz Sachsen, wogegen der König von Sachsen am Rheine durch Luxemburg, Malmedy, Trier, Bonn entschädigt werden könnte. — Letzterem widersprachen dann wieder die englischen Staatsmänner, die keine, Frankreich befreundete Familie am Unterrheine herrschen sehen wollten, sondern hier in einem niederländischen Königreiche einen Vasallenstaat Englands gründen zu können hofften; während wieder Talleyrand für Sachsen thätig war, um den letzten und treusten Verbündeten Frankreichs zu retten und auf ihn, mitten in Deutschland, für zukünftige Fälle rechnen zu können. — So war Alles durch die mit der polnischen Frage verwachsene sächsische Frage in Verwirrung gekommen, und immermehr schien es, als ob der Knoten endlich doch nur durch das Schwert zerschnitten werden könne. —

Als dann die russischen Staatsmänner, Czartorisky im Verein mit Rosamofsky, im Sinne Preußens und Rußlands eine neue feste Grundlage der Verhandlungen einreichten, nach welcher Krakau und Thorn freie Städte, das übrige Herzogthum

Warschau mit Rußland verbunden, ein constitutionelles Königreich werden, Preußisch- und Oestreichisch-Polen Landstände erhalten, Sachsen an Preußen fallen, und der König von Sachsen am Rheine entschädigt werden sollten; — da schlossen sich die Gegner dieser Gestaltungen, Oestreich, England und Frankreich fester aneinander an.

Kaiser Franz sprach ziemlich offen aus: „Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich". Talleyrand, der nach dem Pariser Frieden von allen deutschen Fragen ausgeschlossen bleiben sollte, wurde jetzt, nachdem auch er sich dahin erklärt hatte, daß das Fortbestehen Sachsens zum „europäischen Gleichgewicht" — diesem Spinngewebe, das alle großen Raubvögel, so oft sie Lust hatten, durchrissen — unerläßlich sei, zu den Conferenzen über die polnische und sächsische, in der That jetzt die deutsche Frage, herbeigezogen, und nahm dann die Hauptfäden des Wiener Ränkespiels in seine Hand. — Er wurde der eigentliche Stifter eines geheimen Vertrages, der jetzt am 3. Januar 1815 zwischen Frankreich, Oestreich und England zu Stande kam, und in welchem sich die drei Mächte zu Schutz und Trutz verpflichteten, und jede 150,000 Mann stellen sollte, zur Vertheidigung ihrer gemeinsamen Anträge auf dem Congresse gegen etwaige möglichen Kriegsfolgen. — England verstärkte sein Heer in den Niederlanden und Oestreich begann in Böhmen ein Heer zusammenzuziehen, das Fürst Wrede, der stets mit Talleyrand in engster Verbindung gestanden und ihm den Weg in die Conferenzen zur Entscheidung der polnisch-sächsisch-deutschen Frage geebnet hatte, befehligen sollte. Fürst Wrede wurde dann auch zu einem Kriegsausschusse berufen, der noch aus einem französischen und zwei östreichischen Generalen bestehen sollte. — Bayern, Hannover, die Niederlande und auch Sardinien wurden zum Anschluß an das Bündniß aufgefordert. —

Am Tage, nachdem nun das geheime Bündniß geschlossen worden war, war auch offen der Beschluß in der Conferenz, welche die schwebende Frage lösen sollte, gefaßt worden, daß Talleyrand derselben in Zukunft beiwohnen solle. —

Aber schon am 14. Januar, zehn Tage nachdem jenes Bündniß geschlossen, trat der Vertreter Englands, Castlereagh, mit einem vermittelnden Vorschlage auf, der Rußland befriedigen konnte und auch befriedigte, und der so das drohende Kriegsgewitter ableitete. Die Hauptursache dieser neuen Wendung der Dinge lag in schweren Gewitterwolken, die von einer andern Seite heraufzogen. — Alle Nachrichten aus Frankreich mußten die neuen Verbündeten überzeugen, daß die Bundesgenossenschaft des bourbonischen Frankreichs eine sehr zweifelhafte sein werde; daß im Gegentheile in Frankreich sich immermehr ein Geist regte, der die nirgend Wurzel fassende Herrschaft der Bourbonen bedrohte. — So war es nicht klug, in Hoffnung auf französische Hülfe, Rußland und Preußen zum Aeußersten zu treiben. — Klüger schien es, durch Zugeständnisse an Rußland Preußen gänzlich zu vereinzeln, um dieses dann zu den Schöpfungen zwingen zu können, die England in den Niederlanden, Oestreich in Deutschland beabsichtigten. — Und zu dem Ende erklärte dann der englische Bevollmächtigte, daß, weil eben keine Herstellung eines unabhängigen Königreichs Polen möglich — man sich in die Vereinigung Warschau's mit dem russischen Polen fügen, und nur dafür Sorge tragen müsse, daß die drei Mächte, die Stücke des alten Polens besitzen würden, sich verpflichteten, die ihnen zugefallenen Theile Polens unter allen Umständen als Polen, ihre Nationalität schonend, zu behandeln. —

Alexander war entzückt. — Die russische Politik erlangte so mehr, als sie selbst beabsichtigt und gehofft. — Das Königreich Polen unter russischer Oberherrschaft blieb der Mittelpunkt

aller Polen in Preußen und Oestreich, deren Nationalität jetzt in den Wiener Verträgen verbürgt und geschützt werden sollte. Gelang es dann, das Königreich Polen an Rußland zu fesseln, so mußten alle Polen unter Preußen und Oestreich die Kernwurzeln ihrer Nationalität im russischen Polen suchen.

Das war sicher auch die „Hoffnung" Czartorisky's und der Polen; — die Thatsachen aber sollten Steins Prophezeihung: „Trennung oder Unterjochung" wahr machen.

Als so die Entscheidung der polnischen Frage feststand, war auch — die sächsisch-preußische entschieden. Stein kämpfte noch eine Weile vergebens dafür, daß Preußen ganz Sachsen erhalte. Aber die preußischen Staatsmänner, die in der Zeit, wo etwas für Preußen geschehen konnte, rath- und thatlos gewesen waren, mußten sich jetzt glücklich schätzen, daß Preußen wenigstens einen großen Theil von Sachsen erhielt (855,000 Einw.) und im übrigen am Rheine und Pommern Entschädigungen erlangte.

Erst dann — konnte die deutsche Verfassungsfrage wieder von dem deutschen Ausschusse aufgegriffen werden; geruht hatte sie von Mitte November bis Mitte Februar.

Während dieser Zeit hatten nur die kleinen deutschen Fürsten und Stein noch mitunter an dieselbe gedacht. — Stein und auch die deutschen Fürsten dritten Ranges hatten sich im Laufe der Zeit und der Dinge mit dem Gedanken der Wiederherstellung des Kaiserthums befreundet. — Nachdem eine wirkliche Verfassung auf Gleichberechtigung zwischen Preußen und Oestreich unmöglich erschien, nachdem feststand, daß alle deutschen Fürsten in ihrer Macht wiederhergestellt werden würden, schien auch die Wiederherstellung der Kaiserwürde Stein wieder möglich, und die einzige Möglichkeit, zu einer wirklichen Herstellung des Reiches und zur Durchführung einer Verfassung Deutschlands zu gelangen. — Er betrieb zu dem Ende eine

Wiederaufnahme der deutschen Verfassungsfrage mit Zuziehung der Abgeordneten sämmtlicher deutschen Fürsten. — Die deutschen Fürsten selbst beantragten Anfangs Februar die Eröffnung eines „deutschen Congresses“ zur Herstellung des Reiches und Durchführung seiner Verfassung. Metternich und auch Hardenberg waren aber zu keinem festen Eingreifen und Durchgreifen zu bestimmen. Und Stein findet endlich nur in einem Griechen, Minister des Kaisers von Rußland, in Capodistria, für die Herstellung eines festen deutschen Bundesstaates einen Fürsprecher bei Metternich und Hardenberg, die beide in ihrer Art, — Metternich ablehnend ohne festes Nein, Hardenberg zustimmend ohne festes Ja, — die Entscheidung hinausschieben, bis endlich am 7. März die Nachricht in Wien anlangte, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe. Die nächste Folge war, daß jetzt der König von Sachsen, der stets noch der Hülfe Oestreichs gegen Preußen sicher sein konnte, von Metternich, Talleyrand und Wellington zugleich bestürmt und endlich gezwungen wurde, in die Abtretung des bestimmten Theiles von Sachsen an Preußen einzuwilligen. —

Die weitere Folge war ein neuer Bund zwischen England, Rußland, Preußen und Oestreich, wobei sie sich verpflichteten, jede die 150,000 Mann, die sie eben noch gegeneinander zu führen auf dem Punkte gewesen waren, gegen Napoleon zu stellen. Auf Steins Antrieb wurde der Mann, der den „nommé Stein“ einst geächtet hatte, jetzt selbst von Europa in die Acht gethan.

Und die deutsche Verfassung? — Die wurde jetzt mindestbietend hergestellt. Nachdem die Zusicherung der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Herstellung eines Bundes-Gerichts beseitigt, das liberum veto der Fürsten festgestellt, „landständische Verfassungen und Preßfreiheit“ auf Betreiben Baierns und Würtembergs in Ausdrücken versprochen waren, die Jeden

erlaubten, zu thun was er wollte, kam die „Bundesakte" endlich zu Stande. — Der Wiener Congreß hatte Frankreich eine Verfassung, den Polen eine Constitution und überall Schutz ihrer Nationalität und ihrer Volksrechte, den Griechen die Hoffnung auf Wiederherstellung ihrer nationalen Unabhängigkeit, den Negern die Emanzipation zugesichert, — für Deutschland hat er eine Scheinverfassung geschaffen, die nach vierzig Jahren einer thatlosen Ohnmacht den Kaiser von Oesterreich selbst zwang, sie für „offenbare Anarchie" zu erklären, wodurch Preußen die Macht mit erlangte, dieser „Anarchie" des deutschen Bundes mit einem Stoße ein Ende zu machen, und dabei Oestreich aus Deutschland hinauszuwerfen.

Das war das Ergebniß, das Oesterreichs Kaiser und Oesterreichs großer Staatsmann mit allen Künsten der schlechten Mittel erlangt haben. —

27.

Die ständische Verfassung der Einzelstaaten Deutschlands.

War es nicht gelungen, in Wien eine deutsche Reichsverfassung mit Zusicherung einer wirklichen ständischen, dem Volke thatsächlich das Recht der Steuerbewilligung und der Beamtenanklage sichernden Verfassung durchzusetzen, so war Stein wenigstens theilweise den Einzelnländern gegenüber glücklicher.

Selbst bei den preußischen Staatslenkern stieg Stein's Einfluß wieder in Etwas — als Napoleon wieder in die Schranken trat. Und als dann Stein zum Schlusse der Thätigkeit des Wiener Congresses für Preußen „Reichsstände" forderte, wurde in der That dem preußischen Volke eine „Repräsentation des Volkes" — nicht Reichsstände, wie Stein beantragt hatte — zugesagt, versprochen, das kostete Nichts! — Stein war es so ernst mit der Sache, daß er die Commission, welche die Einführung der Reichsstände berathen sollte, schon auf den ersten Juni versammeln und sie zugleich verpflichten wollte, bis zum 1. September die Einführung der Stände zu verwirklichen. Die preußischen Staatsmänner setzten den 1. Sept. für die Berufung der Commission fest, bis dahin — konnte Napoleon wieder besiegt und dann die „Repräsentation des Volkes" wieder überflüssig sein. Für alle Fälle bestimmte die „Verordnung über die zu bildende Repräsentation

des Volkes", die jetzt das Volk wieder in den Krieg rufen helfen sollte, daß die „Landesvertreter aus den Provinzialständen gewählt" werden, und daß „die Wirksamkeit der Landesvertretung sich auf die **Berathung** über alle Gegenstände der Gesetzgebung, über persönliche und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, erstrecken" solle.

Es war nicht viel gewagt, dieß Alles zu versprechen — wie wenig es aber war, so blieb es, als Napoleon besiegt war, bei dem Versprechen, bis wieder Zeiten kamen, wo das Versprechen erneuert, und endlich wieder welche, wo es in einer Art verwirklicht wurde, die nur zu Kämpfen ohne Endergebniß geführt haben.

In den deutschen Mittel- und Kleinstaaten war Stein glücklicher. Der nassauische Minister von Marschal legte auf Steins Treiben den ersten Plan zu einer Landesverfassung vor, und Stein theilte denselben empfehlend dem Staatskanzler von Hardenberg mit. Er schrieb diesem: „Alle Maßregeln, die man zur Beschränkung des Sultanismus zu ergreifen beschließen wird, werden unterstützt und ausführbar — — durch den in Deutschland herrschenden und laut gewordenen Unwillen über den gegenwärtigen Druck der Fürsten. Es sind selbst die meisten ihrer hiesigen Geschäftsleute überzeugt von der Nothwendigkeit der Beschränkung der Souverainetät, und abgeneigt, sich als Werkzeug brauchen zu lassen, um das Reich der Willkühr und Gesetzlosigkeit zu befestigen. Daß diese Macht und diese Gesinnungen von den Ministern der verbündeten Mächte kräftig und weise gebraucht werden, darf das tiegebeugte deutsche Vaterland erwarten".

Das „tiefgebeugte Vaterland" aber hatte in Wien kaum einen andern Nothhelfer als Stein; und seiner rastlosen Thätigkeit verdankt dasselbe es, daß die Einzelverfassungen schon von Wien aus in's Leben gerufen wurden.

Die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, war eine badische Fürstin. Durch sie und den Kaiser selbst bewirkte Stein die Herstellung einer Verfassung für Baden. In einer Denkschrift an Alexander vom 25. November spricht er sich über den zeitigen Großherzog von Baden, Karl Ludwig, aus und sagt: „Seine Neigung zum Despotismus hat sich noch so eben gezeigt durch die Weigerung, am 16. d. M. die Erklärung einer großen Anzahl deutscher Fürsten zu unterzeichnen, worin sie ihren Willen zur Errichtung von Landständen mit deren wesentlichen Berechtigungen aussprechen. — — Seine Trägheit, sein Despotismus werden weniger drückend gemacht werden, wenn er einen Stellvertreter oder ersten Minister ernennt, wenn er seiner Macht durch Landstände mit wesentlichen Berechtigungen der Theilnahme an der Gesetzgebung und Besteuerung Schranken setzt". Dieser Denkschrift legte Stein zwei vom Herrn von Marschal verfaßte, von ihm verbesserte Gesetzvorschläge bei, den ersten über ein verantwortliches, selbstständiges Ministerium, den andern über die Errichtung von Landständen. In einer Zusammenkunft des Großherzogs mit Stein, welche die Kaiserin Elisabeth herbeiführte, mußte der Großherzog die bittersten Wahrheiten von Stein hören. In Folge einer neuen ernsten und würdigen Denkschrift Stein's an die Kaiserin vom 29. November, welche diese dem Großherzoge schickte, schrieb dann schon am 1. December der Großherzog an Stein: „Ich war selbst an Ihrem Hause, um Denselben eine Abschrift derjenigen Note zu bringen, welche ich an den Minister Metternich und Hardenberg rücksichtlich der in Baden einzuführenden ständischen Verfassung übergeben habe lassen, welche hier beiliegt. Die Constituirung der dazu ernannten Commission werde, sobald die Abschriften verfertigt, ebenfalls zuschicken. Mit vorzüglicher Hochachtung verharrend Ew. Excellenz ganz ergebenster Karl". —

Es verfloß immer noch einige Zeit; dann kam die Commission zusammen und fertigte den Verfassungsentwurf an, (zwei Kammern, Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung, der Steuerberathung, dem Finanzhaushalt überhaupt, und das Recht der Beschwerde und Anklage gegen untreue Staatsdiener) aus dem die badische Verfassung hervorging.

Ebenso thätig war Stein für die Wiederherstellung des Verfassungslebens in Würtemberg. Hier fand Stein eine Stütze und Hilfe in dem Kronprinzen, der in russischen Diensten eine so ehrenhafte Rolle im Befreiungskriege gespielt und in den Kreisen der kaiserlich russischen Familie Stein achten, hochschätzen und sich seinem Einflusse unterwerfen gelernt hatte. An diesen schrieb Stein schon Ende September über die Nothwendigkeit der ständischen Verfassung für Würtemberg, worauf der Kronprinz auch Herrn von Linden kommen und durch ihn seinen Vater wissen ließ, daß er die Herstellung einer ständischen Verfassung in jeder Weise unterstützen werde. Schon am 14. Januar erklärte dann der König von Würtemberg in seinem Staatsrath, daß er sich entschlossen habe, eine ständische Verfassung wieder herzustellen. Der Entwurf aber, den der König vorlegen ließ, ist ein Meisterstück in seiner Art. Nach diesem sollten die Stände ein für allemal die Steuern, welche durch den Sultanismus und den Krieg auf die höchste Stufe hinaufgetrieben waren, als Normalsteuersatz für alle Zukunft anerkennen und feststellen; dann sollte der Landtag alle drei Jahre zusammenkommen, und sechs Wochen tagen. Dem Könige gestand der Entwurf das unbedingte Veto gegen jeden Antrag zu, worauf die Stände erst in der drittfolgenden Landessitzung, also nach neun Jahren, den Gründen dieser Verwerfung nachzufragen berechtigt waren. — Stein bekämpfte diesen Verfassungsplan in einer Denkschrift an den Kaiser von Rußland.

Die Schwaben aber hatten noch eine andere Hilfe, und die fanden sie in ihrer eigenen Entschlossenheit. Am 15. März wurden die Stände eröffnet. Diese erklärten dann: „das Volk habe die Abgeordneten nur gewählt unter der Voraussetzung der alten, vertragsmäßig beschwornen und gewährleisteten Verfassung, auf welche niemals und von Niemandem Verzicht geleistet worden, als Grundlage für die durch den Geist der Zeit nothwendig gewordenen Abänderungen. — — Die Versammlung erkenne mit Dank in der heutigen königlichen Eröffnung die Veranlassung zur Berathung über die Anwendung der vorgeschlagenen Veränderungen auf die alte Verfassung und die Verhältnisse der einzelnen Stände; sie werde sich beeilen, das Ergebniß ihrer Berathungen dem Könige vorzulegen und hoffe, daß dem auf Verträge gegründeten Wohl des Volkes und dem Interesse des Staates gemäß, mithin den Wünschen des Königs, entsprochen werde". —

Von Cotta, der geistvolle Buchhändler, der Stein mehrmals besucht hatte, schrieb ihm in der Freude über dieß Ereigniß: „Wir werden gewiß die Lehren und Ansichten befolgen, die ich so glücklich war, von Ew. Excellenz zu vernehmen". — Der König gab nach, und so retteten die Schwaben das Bewußtsein, sich selbst geholfen und das alte Recht gewahrt zu haben. Es ist das mehr werth als eine papierne Verfassung, und in diesem Ergebniß vor Allem liegt das verfassungsmäßige Volksbewußtsein des ganzen Schwabenstammes.

Daß eben Stein es gewesen, der den ersten Anstoß auch hier gab, ist vielfach vergessen worden, und gerade deswegen seien hier die Worte wiederholt, die Herr von Marschal an Stein richtete, als auf Steins Antrieb der König von Würtemberg durch den Kaiser von Rußland veranlaßt worden war, seinem Staatsrath einen ständischen Verfassungsentwurf vorzu-

legen. Er schrieb ihm: „Mag es nun mit der deutschen Staatenverbindung werden, wie es will, dem Mißbrauch der Regierungsgewalt werden und müssen durch innere Staatsinstitute überall Schranken gesetzt werden. Und dieses große Resultat verdankt Deutschland, man kann es nicht laut genug sagen, Ihnen vor Allen". —

28.

Zweiter Pariser Friede.

Stein ging von Wien diesmal nicht ins Hauptquartier, sondern nach Nassau auf seine Burg. Er hatte zu tief gefühlt, daß die schlechten Mittel zu eigensüchtigen Zielen die Oberhand hatten.

Aber in Paris kam der Augenblick, wo die preußischen Staatslenker fühlten, daß sie ohne ihn nicht fertig werden konnten. Der öffentliche Geist in Deutschland war lebendig geworden; Arndt, Görres und Andere forderten laut, nach der zweiten Besiegung Napoleons, für Deutschland die Herausgabe des Elsaßes, Herausgabe der geplünderten Kunstschätze aus allen deutschen Galerien, und sodann eine Kriegssteuer auf Frankreich gelegt, zum Schadenersatz für Europa. Die russische Politik wäre in's Besondere mit der Herausgabe des Elsaßes einverstanden gewesen, wenn Rußland dafür ein Stück von Galicien zu Polen erhalten hätte. In den Verhandlungen über diese Frage fehlte Stein den preußischen Diplomaten, und in der Noth schickte Hardenberg am 26. Juli durch Eilboten einen Brief an Stein: „Ich bitte Sie, liebste Excellenz, kommen Sie jetzt, so schleunig als möglich, hieher, Sie sind uns durchaus nothwendig".

Stein reiste unmittelbar ab und war schon am 14. August in Paris. Aber seine Bestrebungen, den Elsaß wieder zu er-

langen, blieben ebenso erfolglos wie die Hardenbergs. Es klingt fast wie Hohn, wenn er an den englischen Friedensunterhändler schrieb: „England vermöchte die Bitterkeit für Frankreich zu versüßen, wenn es ihm einige der durch den Pariser Frieden erworbenen Inseln zurückgäbe, und man darf von dem Edelmuth dieser großen Nation Alles erwarten". Bei dem Kaiser von Rußland stieß er auf die feine russische Politik, die Capodistria andeutete, wenn er Stein antwortete: „Rußland hat kein Interesse, Frankreich zu vernichten, um dadurch andere Mächte in die Lage zu setzen, ihre Aufmerksamkeit und Kräfte gegen Rußland zu richten". Die Französische Politik hatte überdieß dem Kaiser gegenüber eine Bundesgenossenschaft in einer durch den Herzog von Richelieu gewonnenen wunderlichen Heiligen, der Frau von Krüdener, gefunden, die den Kaiser belehrte, daß das Bündniß zwischen Rußland und Frankreich „im Himmel geschlossen" sei.

Den Hauptbundesgenossen, den Alles entscheidenden, aber fand Frankreich in der Selbstsucht und Zerrissenheit der Bestrebung deutscher Staatslenker, die sich darüber zankten, ob der Elsaß dem Erzherzog Karl, oder dem Kronprinzen von Würtemberg übergeben werden solle, bis Rußland, England, Frankreich und auch Oestreich einverstanden waren, daß Deutschland zufrieden sein müsse, wenn es seine Grenzen von 1790 (Landau und Saarlouis) wiedererlange.

Dafür aber wurde Europa mit der „heiligen Allianz" beschenkt, der kranken Frucht jener krankhaften Frömmelei, welche Frau von Krüdener durch den nervengeschwächten Kaiser Alexander in Paris zur — Hofmode in Europa erheben geholfen hatte. —

29.

Der Rückschlag in Deutschland.

Noch ehe die Wunden geheilt waren, die der Krieg geschlagen hatte, wußte die feinfühlende Augendienerei schon, daß es ein wohlgefälliges Werk sein werde, wenn sie die Leiter des großes Aufschwunges von 1813 wieder in den Hintergrund verdrängen helfen werde. Noch ehe es Demagogen gab, gab es Demagogenanzeiger, Demagogenriecher, Demagogenfänger. Ein deutscher Gelehrter, ein Professor der Berliner Universität, Schmalz war des unwürdigen Mannes unwürdiger Name, gab schon im Jahre 1815 ein Schriftchen heraus, in welchem er den Tugendbund und die Männer der Begeisterung als Demagogen, Aufrührer, Jacobiner anklagte. Das Büchlein rief einen Sturm von Gegenschriften herauf; die ersten Männer der Nation Niebuhr, Schleiermacher, Krug, Wieland u. A. traten mit großer Heftigkeit und vollberechtigter Entrüstung gegen den kalten Ankläger, Anzeiger, Verläumder auf. Der Kampf selbst regte die Geister an; und da fühlte sich dann unter Wittgenstein und Hardenberg die preußische Regierung veranlaßt, bei Geld- und Gefängnißstrafe die Fortsetzung des Kampfes beiden Parteien zu verbieten, während Schmalz nichtsdestoweniger einen preußischen und andere deutsche Orden für das Verdienst erhielt, der erste in der schmachvollen Reihe der „Denuncianten“ gewesen zu sein, die den Geist, den die Kämpfe

zur Befreiung Deutschlands in den Herzen aller tapfern und schwungreichen Naturen des deutschen Volkes geweckt hatten, anklagen und dämpfen helfen zu müssen glaubten.

Schlimmer war, daß in Preußen die Gegner dieses Geistes mit Wittgenstein, Hatzfeld u. A. die Oberhand gewannen, und Stein, Gneisenau, York, Gruner vollkommen verdrängen und beseitigen konnten. Das gab dann naturgemäß Veranlassung zu Unzufriedenheit und Mißbehagen in allen denen, welche aus der Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoche die Freiheit der Nation, die Größe und Macht Deutschlands hervorgehen zu sehen gehofft hatten.

In einem Theile der deutschen Jugend war dieser Mißmuth am lebendigsten und berechtigsten. Die heimkehrenden Freiwilligen fanden sich auf den Universitäten wieder, und, noch von dem hohen Schwunge beseelt, der sie auf die Schlachtfelder getrieben hatte, suchten sie auch im Studentenleben Ernst, Gesittung, vaterländische Begeisterung durch engeres Zusammentreten festzuhalten. Die Burschenschaft wurde gegründet, um dem sittenlosen, zersplitternden Treiben der damaligen Landsmannschaften ein Ziel zu setzen, ein Ende zu machen und zugleich den Gedanken der Einheit des deutschen Volkes in der Jugend zu hegen und zu pflegen. Auf dem durch die dreihundertjährige Gedächtnißfeier der Reformation 1818 veranlaßten Wartburgfeste wurde diese Stimmung der deutschen Studentenschaft von Einzelnen vielleicht nicht in der rechten Form, von Allen im edelsten Geiste bethätigt; und diese Bethätigung wurde dann die Veranlassung zur weitreichenden Verläumdung und Verfolgung der Jugend, ihrer Lehrer, Führer und bald Aller, die da glaubten, daß aus dem Freiheitskriege die Freiheit und die staatliche Wiederherstellung Deutschlands hätte hervorgehen sollen.

Stein tadelte seinerseits die Ausschreitungen der Studenten,

die Richtung einzelner ihrer Lehrer, wie Fries und Oken; aber zugleich schrieb er dem damaligen weimarischen Minister von Gersdorff die tieftreffenden Worte: „Der Hauptgrund der Gährung in Deutschland ist in dem Betragen unserer Fürsten zu suchen. Sie sind die wahren Jacobiner, sie lassen den rechtlosen Zustand, in dem wir seit 1806 leben, fortdauern und reizen und erhalten Unwillen und Erbitterung; sie stören die Entwickelung und die Fortschritte des menschlichen Geistes und Charakters, und sie bereiten den Anarchisten den Weg zum allgemeinen Untergange“.

Stein trieb in Preußen immer wieder zur Verwirklichung des Versprechens von Reichsständen. Als auch Görres, und die Rheinlande mit ihm, die Verwirklichung bei der Anwesenheit Hardenbergs am Rheine in einer gemeinsamen Bittschrift forderten, wurden durch Cabinetsordre vom 23. März 1818 alle „gemeinsamen“ Bittschriften verboten. Der König erklärte hier, daß er sich „die Bestimmung des Zeitpunktes der Verwirklichung des gegebenen Versprechens vorbehalte“.

Sand's hirnverbrannte That erlaubte dann der Rückschrittsrichtung, offen und rücksichtslos aufzutreten. Die Nachricht von der Ermordung Kotzebues traf den Staatskanzler Hardenberg an der königlichen Tafel und veranlaßte ihn zu dem Ausrufe: „Nun ist die Verfassung unmöglich“.

Die Karlsbader Beschlüsse aber wurden möglich durch den allgemeinen Abscheu, den diese That einflößte; und dieser Abscheu der Masse des Volkes selbst vor solcher That ist der Beweis, wie unberechtigt jene Beschlüsse waren. Die tüchtigsten Staatsmänner Preußens, Humboldt, Grollmann, Boyen und selbst Beyme sprachen sich offen gegen diese Beschlüsse aus; die herrschende Partei aber, deren Haupt jetzt Wittgenstein war, erlaubte sich den Hohn, die Karlsbader Beschlüsse am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig zu veröffentlichen. Sie

gewann durch den Geist, der so wieder zur Herrschaft gekommen war, die Macht, alle Widersprechenden, die Humboldt und Grollmann, die Boyen und Beyme, aus dem Staatsdienst zu verdrängen. Stein übernahm nachher wieder die Rolle des Chors in der Tragödie des Alterthums, rücksichtslos das Urtheil der Geschichte im Voraus verkündend. Den Maßregeln gegenüber, durch welche die Universitäten geknechtet wurden, schrieb er an einen russischen Staatsmann: „Man unterwirft unsere Universitäten der despotischen Herrschaft eines an Ort und Stelle befindlichen Bevollmächtigten mit so unumschränkter Gewalt, daß er sich selbst seine Unfähigkeit, sie auszuüben, gestehen muß; man unterwirft seiner Aufsicht die Studenten wie die Professoren; man beraubt Beide einer Unabhängigkeit, die jenen für die Entwickelung ihres Charakters und das Suchen der Wahrheit nothwendig ist; man schafft die väterliche Gerichtsbarkeit des akademischen Senats ab, um an ihre Stelle die rohe und trockene Verfahrungsart eines Gerichtsmannes zu setzen; und alle diese Aenderungen in den wissenschaftlichen Einrichtungen gehen vor sich, die zahlreichen Klassen der Gelehrten wie der Zöglinge werden der Herrschaft der Verordnungen unterworfen, weil es theils schuldige, theils unvorsichtige oder überspannte Menschen giebt“. —

Die Centraluntersuchungscommission zu Mainz nannte er einfach die „Inquisition zu Mainz“ — und setzte hinzu „ist höchst lächerlich und erfolglos, eine wahre Anstalt um mit Windmühlen zu fechten“. — Leider war sie so unschuldig nicht, da sie Hunderte von schuldlosen Jünglingen ihrer Freiheit beraubte, Hunderte von Familien dem Unglück überlieferte, und die ganze wissenschaftlich gebildete Jugend an einen Seelendruck gewöhnte, der den „Charakter“ der Nation dämpfen und herunter schrauben geholfen hat.

Stein sah in dem ganzen Getreibe der Rückschrittler einfach

die Absicht, die versprochene Verfassung, die zugesagten Reichsstände „hinweg zu sophisticiren“. Er sah in der „centralisirenden Bureaukratie“, — „in den „besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, ohne Eigenthum seienden Büralisten“ einmal die Ursache der Richtung der Rückschrittsregierung und dann auch die Ursache der Erbitterung im Volke; „einer Erbitterung, die“, wie er hinzusetzte, „aber deßwegen die Masse des Volkes doch nicht in verbrecherischer Richtung getrieben hat; und trotzdem soll die Masse des Volkes, die jene verbrecherische Richtung verabscheut, durch sie ihrer rechtlichen Ansprüche auf eine gesetzliche Ordnung beraubt werden“. —

Als die Wogen der Demagogenriecherei hoch gingen, war in Frankfurt, unter den Bundestagsgesandten, sogar Rede davon, daß auch Stein angeklagt und verfolgt werden müsse. Das war in der That logisch. Stein aber schrieb, als er dies hörte, an den Bundestagsgesandten von Gagern, „Gestehen muß ich, vox faucibus haeret, ich weiß nicht, was sagen über eine so viehische Dummheit, teuflische Bosheit, nichtswürdigen, aus einem verfaulten Herzen entstehenden Leichtsinn. Dieses bitte ich denen vorzulesen, die von meiner Theilnahme an Verschwörungen, von surveillance etc. nur in halbem Ernste gesprochen haben“.

Wenige Tage, nachdem er dies geschrieben, erhielt Stein die Nachricht von Blüchers Tod, 12. September 1819, worauf er einem Freunde schrieb: „Man kann in der That jetzt nichts Gescheidteres thun, als sich aufs Ohr legen und sterben“!

30.

Zu Nassau und auf Kappenberg.

Während dieser trüben Tage lebte Stein als Privatmann auf seinem Hofe und seiner Burg zu Nassau und bald auf einem Gute Kappenberg, einer ehemaligen Probstei in Westfalen, auf der Grenze zwischen dem Münsterlande und der Grafschaft Mark. Die schönen, tiefen Erinnerungen an sein Jugendleben und Jugendstreben, an das treue, freiheitsbewußte, sittliche, fromme und tapfere Volk zog ihn dorthin. Seine Nachbarschaft in Nassau, der Fürst Metternich auf St. Johannesberg, war vielleicht mit Schuld, daß er sich von Nassau ebenso ab-, als von der Grafschaft Mark angezogen fühlte.

Die Geschichte des Johannesberges, als „Dotation“ für die Verdienste um die deutsche Nation während des Befreiungskrieges, ist im Kleinen ein Bild der großen deutschen Geschichte dieser Tage. Als die Verbündeten nach der ersten Besiegung Napoleons in Paris ausruhten, war in den hohen und höchsten Kreisen von den „Dotationen“ die Rede, welche den Führern des Kampfes gegen Napoleon ertheilt werden sollten. Es war dies auch eine pariser, eine französische, eine kaiserlich Napoleonische Mode, die von Paris auf Europa übergehen sollte. Wie die Cäsaren Roms ihre Prätorianergenerale „dotirten“, so hatte Napoleon die Gewohnheit, seine Marschälle, seine Helfershelfer und Unterlinge, meist auf Kosten der Besiegten,

zu bereichern. Das Beispiel war ansteckend, die Mode fand Nachahmung. Damals dachte man auch noch an Stein, und zwar war Rede davon, daß das schöne Gut Johannesberg, das Napoleon dem Marschall Kellermann geschenkt und das durch die Vertreibung der Franzosen herrenlos geworden war, wohl ein passender Lohn für Stein sein könne. Stein selbst schreibt darüber: „Der Herzog von Weimar, der Hoffnung hatte, das ganze Fulda'sche zu erlangen, war es zufrieden; der Kaiser wünschte es; und die Sache, als eine geringere, erwartete die Entscheidung der größeren"! Es ist schwer, einfacher, edler und stolzer zu sagen: „Ich hatte damals Besseres zu thun, als diese Angelegenheit festzustellen". Er mußte für Deutschland sorgen, und dachte nicht an sein Interesse. Andere aber dachten an das Ihrige vor Allem, und Metternich — an den Johannesberg mit seinem 50,000 fl. jährlichen Einkommens. Auch Gneisenau dachte eine Weile daran, den Johannesberg als „Dotation" zu erlangen, und schrieb zu dem Ende an Stein, seine Fürsprache sich erbittend. Stein schickte Gneisenau's Schreiben einfach an den Staatskanzler Hardenberg, und kündigte dies ebenso einfach Gneisenau an. Dieser begriff nicht, daß sein alter, viel erprobter Freund und Kampfgenosse so kalt von dieser Angelegenheit sprechen könne und beschwerte sich deswegen bei Stein selbst; worauf dann dieser Gneisenau schrieb, wie er so gehandelt habe, weil er selbst bei dieser Dotation in Rede gestanden. „Wäre der Johannesberg das einzige Objekt der Dotation für einen Mann von Ew. Excellenz großen Verdiensten, so würde ich alle meine Kräfte anstrengen, es Ihnen zu verschaffen; so aber, wo es der Objekte viele giebt, begnüge ich mich, die Sache ihren Gang gehen zu lassen".

Damit begnügte sich dann freilich Metternich nicht; und wohl zu derselben Zeit, wo Stein und Gneisenau sich über diese Angelegenheit schrieben, griff Metternich zu und sicherte

sich die schöne Beute. Das war dann zweifellos mit im Spiele, wenn die Sehnsucht Steins nach seiner ihm liebgewordenen Grafschaft Mark so leicht seinem Hof in Nassau das Gleichgewicht halten konnte. —

In Nassau lebte er in der Regel während der schönen Jahreszeit umgeben von Besuchern aller Art; auf Kappenberg herrschte eine größere Zurückgezogenheit; nur die nächsten Nachbarn-Gutsbesitzer besuchten ihn hier regelmäßig. Auf das Schloß in Nassau kam Arndt jedes Jahr wochenlang, und oft auch nur im Fluge auf Tage. Hier besuchten ihn auch die hohen Herrschaften, Fürsten und Minister, die seine ganze Bedeutung kannten, und — freuten sich im Stillen sicher des „procul negotiis", das Stein hier „vergönnt" war. Auch Göthe kam einmal mit seinem „Herzoge", und dann begleitete Stein Beide auf einer Reise den Rhein hinab, wo sie zusammen unter Boisserés Leitung den Dom zu Köln besichtigten. Diese Reise hat durch ein paar kleine Ereignisse eine größere charakteristische Bedeutung für die hohen Männer und Geister, die hier zusammenstanden. In Köln, wo sie mehrere Tage blieben, ging es Abends beim Thee lebendig zu. Der Großherzog Karl August kam eben aus Stuttgart. Dort zwangen die Stände den König zur Anerkennung ihrer Rechte. Karl August sprach davon im Tone fürstlicher Hochverachtung gegen die „Schreiber und Advokaten". Darauf antwortete Stein: „Der König von Würtemberg darf nicht vergessen, daß ihm Napoleon nicht schenken konnte, was nicht sein war. Die Würtemberger hatten ihre guten ständischen Rechte und Freiheiten und die verlangen sie nur wieder zurück". Schlimmer erging es dem Großherzog, als dieser, sich über den Dichter Zacharias Werner lustig machend, sagte: „Der arme, dünnschlägige Kerl hatte sich eingebildet, er müsse in einer Art leiblicher Seelenwanderung durch alle weiblichen Naturen den

Durchgang machen, bis er die fände, welche Gott so recht eigentlich für ihn gemacht habe. Das war so seine dichterische Naturlehre." — — „Sie sollten sagen, es war eine fürstliche!" erwiederte Stein. Und als der Herzog fortfuhr und sagte, daß eigentlich jeder Mann Aehnliches durchgemacht habe, und dann sich an Stein richtend, diesen fragte: „Und Sie haben auch gewiß nicht immer wie ein Joseph gelebt?" da erwiederte Stein: „Wenn das wäre, so ginge das Niemanden Etwas an; aber ich habe in meiner Jugend sittlich gelebt, und immer einen Abscheu gegen schmutzige Gespräche gehabt, und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren führe." Arndt, der diese Scene zu seiner Seelenfreude mit erlebte, setzt, nachdem er sie erzählt, hinzu: „Der Herzog verstummte. Es folgte eine Todesstille. Nach zwei Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht, und setzte dann, als sei Nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort. Den Anwesenden aber war heiß und kalt geworden, der Oberst von Ende" — (ein wahrer Coloß und tapferer Haudegen) — „gestand beim Nachhausegehen seinem Begleiter: „er wolle lieber das Feuer einer Batterie als solche Reden aushalten;" und Graf Solms (damals Oberpräsident zu Köln) rief aus: „Nein, wie der mit Fürsten umgeht; mir ist ganz heiß davon; ich zitterte immer, es würde Scenen geben!"

Es ist, wie klein in seinem Rahmen, dies Bild doch ein großartig historisches.

Wo nur Göthe unterdeß war, was er nur davon gedacht und dazu gesagt haben mag? — Auf der ganzen Reise umkreisten sich die beiden Sterne erster Größe in respectvoller Ferne, sich mit gleicher Kraft anziehend und abstoßend.

Das nächstfolgende Jahr war das bekannte Hungerjahr. Stein brachte die Zeit, wo die Noth am größten war, in Nassau zu;

und alle Tage wallfahrteten Schaaren von hungerbleichen Müttern und Kindern zur Burg und zum Hofe Steins, und erhielten hier ihr tägliches Brot, während Stein trotz der schlechten Zeiten, oder besser wegen der schlechten Zeiten auf seiner Burg einen großen Thurmbau unternahm, wobei die Männer Arbeit und Brot in der großen Noth fanden.

Mit einer wahrhaft christlichen kindlichen Sinnesart wurden diese Wohlthaten erzeigt. Stein war in seiner Seele durch und durch fromm, und bekundete seine Frömmigkeit auch kirchlich. Aber diese Kirchlichkeit war eine aufrechte, eine männliche, und eine menschlich duldsame.

Am 15. September 1819 starb seine Gattin. Es hatte ein sehr ernstes, schlichtes, aber schönes Verhältniß zwischen den beiden Gatten bestanden, das die Zeit von Tag zu Tag veredelte. Er selbst schrieb unmittelbar nach ihrem Hinscheiden eine Skizze ihres Seelenlebens, die sich in dem Spruche zusammenfaßte: „Der Inhalt ihres Lebens war Glaube, der durch die Liebe thätig ist; aus diesem entsprangen die Tugenden, welche die Verewigte zierten: Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urtheils.“ Ihr Tod traf ihn schwer, und um ihn, ebenso wie das tiefe Elend des Vaterlandes, zu verschmerzen, machte er im folgenden Winter eine Reise nach Rom, wo sein Freund Niebuhr Gesandter war. Er warf sich in der vaticanischen Bibliothek mit jugendlichem Feuer auf das Studium germanischer Alterthümer, dem er seit einiger Zeit mit Hingebung anhing. Davon an einer andern Stelle, hier nur eine Anecdote, die wieder sein ganzes Wesen und auch seine Kirchlichkeit und sein Christenthum bekunden.

Zum Gesandtschaftshause in Rom gehörte auch eine kleine protestantische Capelle. Am Christabende ging Stein zur Vor-

bereitung auf das Abendmahl in dieselbe. Als er vom Gottesdienst zurückkam frug er Niebuhr, warum er nicht auch zur Vorbereitung gekommen? dieser antwortete: „Ich habe in der letzten Woche so viel traurige und aufregende Briefe aus Berlin bekommen, daß ich gar nicht in der rechten Stimmung bin. Man soll mit seinen Feinden versöhnt zum Abendmahl gehen, und das kann ich nicht.“ — Stein erwiedert: „Ach, was, das Evangelium befiehlt, man soll seinen Feind nicht hassen.“ Niebuhr antwortete: „Aber hegen Ew. Excellenz keinen Haß gegen G . . . M.?“ — Stein: „Haß? Nein! Aber wenn ich ihm auf der Straße begegnete, würde ich ihm in's Gesicht speien.“

Eines seiner Dörfchen in Nassau war katholisch. Der katholische Geistliche der Kirche war oft Steins Gast, und Stein war freigebig, so oft der Geistliche zu Ausbesserungen, Neubauten an seiner Kirche Geld brauchte. Eines Tages sollte dies Verhältniß einem Berliner Besucher zur Handhabe für einen Witz dienen, indem dieser lachend erzählte: „er habe heute in der katholischen Kirche gehört, daß man ein Vaterunser und ein Ave Maria für das Seelenheil Sr. Excellenz gebetet habe.“ Stein sah den Mann ernst an und sagte: „Es sind diese Bauern und ihr Priester brave, fromme Leute, und ich denke, es wird meiner Seele nicht schaden, wenn sie für dieselbe beten.“

Er selbst hat ein paarmal sich über sein Christenthum und seine Religion klar ausgesprochen, am einfachsten und klarsten gelegentlich in einem Briefe an von Vincke:

„Ihn laß walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst.“ —

„Das Ergebniß meiner Lebenserfahrungen ist: die Ueberzeugung von der Kurzsichtigkeit der Menschen, und der Leitung der Vorsehung. Ihr folge man, berathe sich mit seinem Gewissen, und strebe durch Herzensreinheit und Selbstverläugnung ihres Schutzes würdig zu werden.“ —

31.

Der westfälische Provinziallandtag.

Der Ruf nach einer Verfassung, nach Reichsständen war im Volke nach und nach verstummt; nur ganz im Geheimen seufzte wohl noch hier und dort ein überkecker „Revolutionär" noch nach so Etwas. So schien die Zeit gekommen, wo man ohne Gefahr „Provinzialstände" herstellen konnte. Es wurde sogar unter Ancillon's Einfluß ein wenig Mode, mit etwas mehr, mit reichsständischen Gedanken zu „coquettiren." Im Jahre 1822 wurde eine Commission ernannt, zur Berathung über die Errichtung von Provinzialständen. Einzelne von Steins alten Freunden wurden bei derselben hinzugezogen. Stein aber sollte fern gehalten bleiben; und so wurde er aufgefordert, sich schriftlich an den Kronprinzen über das Institut der Provinzialstände zu äußern. Er seinerseits aber zog vor, persönlich nach Berlin zu gehen, und meldet seinen Entschluß; worauf man ihn wissen läßt, daß der Kronprinz verreise und es besser sei, wenn er nicht komme. Der Kronprinz, später Friedrich Wilhelm IV., selbst aber schrieb Stein einen seiner liebenswürdigen und geistreichen Briefe. „Der Auftrag, den unsere Commission vom Könige erhalten hat, erstreckt sich nicht über die Provinzialstände hinaus, daher der offizielle Theil dieses Briefes jene Grenzen nicht überschreiten darf. Da ich Ihnen aber nun schreiben kann, was ich will, so füge ich eine Bitte hinzu, die

meine eigene ist. Haben Sie die Güte, mir einmal bei Gelegenheit Ihre Ansichten über zukünftige allgemeine Stände der preußischen Monarchie mitzutheilen, über ihre Form, ihre Größe, ihre Zusammensetzung, und vorzüglich über den Zeitpunkt ihrer Organisation. — — Ihre herrliche, gediegene Art zu denken, die über alles Parteiwesen erhaben ist, und die daher von allen Parteien gehaßt zu werden die Ehre hat, verbürgt mir auch in dieser Frage eine recht erfreuliche Antwort."

Stein schickte dem Kronprinzen zwei Gutachten, in welchen er für die Durchführung einer reichsständischen Verfassung sich aussprach, und die Rechte betonte, welche den Ständen zuzugestehen seien, wobei er sich dann zugleich sehr conservativ in Bezug auf die Rechte der adeligen Corporationen, die Stellung der Kirche zum Staate aussprach. Er war in dieser Beziehung mit dem steigenden Alter ängstlicher, aber auch fester und hartnäckiger geworden. Er begleitete die beiden Gutachten mit einem Briefe, in welchem er dem Kronprinzen sagte: „Will man, daß die Landständische Verfassung ihrer Bestimmung entspreche, so müssen den Landständen Rechte beigelegt werden, die sie zur Erzielung ihres Zweckes in Stand setzen; soll das ganze Werk nur eine Schauanstalt, gleich der östreichischen sein, so unterlasse man lieber das Spiel; es täuscht Niemanden und erregt nur Erbitterung und Ekel. Ein weiser, religiös sittlicher Monarch, umgeben von einem zahlreichen, blühenden und geistvollen Geschlecht, darf einem braven, treuen, besonnenen Volke vertrauen, das diese Tugenden durch Opfer jeder Art und durch Ströme von Blut, so es freudig für Thron und Vaterland vergoß, bewährte. In seinem Busen liegt nicht Verrath und Aufruhr."

Des Kronprinzen Brief an Stein wurde vierzehn Tage in Berlin aufgehalten, die Antworten und die Gutachten Steins lagen wieder lange genug auf dem Schreibtische des Kronprinzen,

um — zu spät zu kommen, indem die Commission ihre Arbeit schloß, ohne daß Steins Ansichten ihr vorgelegt werden konnten. Stein tröstete sich auch hierüber, und schrieb an einen der Commissare, Grafen Merveldt: „Mein Gutachten war wie's scheint, ohne Erfolg, unterdessen muß man der Wahrheit getreu bleiben. Der Erfolg steht in Gottes Hand."

Am 27. März erschien dann das Gesetz über die Provinzialstände von Westphalen, um am 3. Aug. 1823 das allgemeine Gesetz über die Provinzialstände im preußischen Staate. Es werden drei Stände berufen, der erste Stand der Ritterschaft, der zweite der Städte, der dritte der Bauern-Gutsbesitzer. Der erste Stand bildete die Hälfte aller Mitglieder der Landstände, und der dritte Stand der ländlichen Gutsbesitzer verstärkte diese Hälfte, indem auch unter ihnen ein Theil wieder adelige Gutsbesitzer waren.

Stein wurde, nicht ohne daß er sich anfangs gesträubt, zum Landtagsmarschall des westfälischen Provinziallandtages ernannt, und hatte die bittere Erfahrung zu machen, daß er im Wesentlichen helfen mußte, leeres Stroh dreschen. Von einer Reise nach Berlin hoffte er die Gelegenheit durch guten Rath zum Bessern wirken zu können. Der König Friedrich Wilhelm III. empfing auch Stein sehr gnädig, aber Stein „fand in der Audienz keine Gelegenheit von Geschäften zu sprechen". Dagegen wurde er zum Mitglied des Staatsrathes ernannt.

Enttäuscht und mißmuthig kehrte er von Berlin zurück. Und als dann in diese Stimmung ein Brief von Vincke's fiel, der bei Stein klagte, daß „die Regierung die ständischen Anträge so wenig beachte", erhielt von Vincke, der als Landtagscommissar mehrere Vorschläge und Anträge Steins beseitigen geholfen hatte, zur Antwort einen Brief, in dem es hieß: „Daran, daß die Regierung die ständischen Anträge nicht beachtet, sind Sie selbst vor Allen schuld, da Sie bewirkt haben,

daß gegen die bestimmt motivirten Anträge zweier landständischen Corporationen das bisherige Verfahren bei dem Kataster beibehalten worden. — — Willkühr, insolence of office, rechnet Hamlet zu den Dingen, die das Leben drückend machen."

Herr von Vincke fühlte sich sehr hart getroffen. Da es aber nicht Steins Absicht gewesen, von Vincke zu beleidigen; so war er auch, aufgefordert, bereit dies förmlich zu erklären. Herr von Vincke aber, der Vater seines Sohnes, war damit nicht zufrieden. Die Angelegenheit wurde vor einen Familienrath der Vincke gebracht, worauf dann der Erzbischof Spiegel von Köln als Vermittler eine ausdrückliche Anerkennung des geschehenen Unrechts von Stein forderte.

Stein schrieb ihm: „Worin soll die Anerkennung des Unrechts bestehen? Soll ich wie Heinrich IV. vor Gregor VII. barfuß, im Haarkleid erscheinen, fastend und Bußgesänge anstimmend? Herr von Vincke mag immer glauben, daß er wohl thue, mit mir in Krieg zu leben; will er ihn, so weiß ich ihn zu führen, und zwar nur den Vertheidigungskrieg, und werde ruhig abwarten, was er unter dem Einflusse seines Familienrathes weiter zu thun vermeint, — bin auch unter gegebenen Umständen nicht zu alt, um an ein anderes Instrument als die Feder zu appelliren!" — —

Und damit waren dann die Vincke zufrieden gestellt.

Stein war an dem Tage, wo er schrieb, daß er bereit sei, sich Herrn von Vincke auch mit einem andern Instrument als der Feder zu stellen, ein und siebzig Jahre alt. —

32.

Die Julirevolution.

Die Julirevolution war für Stein ein sein Inneres und sein Wesen tief erschütternder Schlag. Seine ganze Richtung war dem Geiste der französischen Revolution und auch dem Geiste der französischen Nation feindlich. Er erkannte alle Fehler, aber keine der guten Seiten des französischen Volkes; er verdammte alle Gewaltthaten und Verbrechen der Revolution und übersah ihre Naturnothwendigkeit für Frankreich und Europa, und ebenso die guten Folgen, welche sie für Beide gehabt hatte.

In der letzten Zeit seines Lebens hatten, wie dieß so oft der Fall, die Grundsätze und Gefühle seiner Jugend, die bei dem hellsten Rechtsbewußtsein, dem festesten Freiheitsgefühle, der klarsten Volksliebe vielfach dennoch in den reichsfreiherrlichen Standesansichten und Vorurtheilen wurzelten, wieder die Oberhand in ihm erlangt. In seinem Gutachten über die Provinzialstände treten diese Ansichten, Schutz der Corporationsrechte, des Adels, der Kirche fast in den Vordergrund. Bei dieser Stimmung mußte eine neue Revolution in Frankreich einen um so erschütternden Eindruck auf ihn machen, als er fürchtete, daß Deutschland und Europa nun auch ein zweiter Revolutionskrieg bevorstehen werde. Er war verstimmt und unwohl in Folge der Ereignisse und sprach sich schärfer denn

je über die Franzosen aus. „Es ist ein eitles, gemüthloses, selbstsüchtiges, habsüchtiges Volk, irreligiös — hol sie der Teufel“.

Der Eindruck war um so dauernder, als die überschlagenden Wogen der pariser Revolution fast bis an seine Thüre reichten. Von Belgien über Köln und Düsseldorf hatten selbst bis in Westfalen hinein Volksaufstände, Volksbewegungen stattgefunden. Eines Tages liefen drohende Nachrichten für ihn selbst ein. Er schickte zu seinem Oberförster Pack, und als dieser in sein Zimmer trat, sagte er ihm: „Ich habe geheime Nachricht erhalten, daß diesen Abend Kappenberg von 500 Mann aus dem Kirchspiel Bork überfallen, gestürmt und geplündert werden soll. Nun gehen Sie und laden Sie meine und alle Gewehre auf Kappenberg; wir wollen uns wehren bis auf den letzten Mann. Denn ich weiß es, kommen sie in's Haus, dann nehmen sie den Hund mit und lassen mir den Schwanz“. Der Oberförster beruhigte Stein; er sei eben aus Bork gekommen, und bürge, daß nichts zu befürchten; worauf Stein antwortete: „Das Haus ist eine kleine Festung und wir hätten aus den Fenstern hundert Mann erschossen, ehe von uns Einer gefallen wäre, und dann sollten sie wohl das Reißaus genommen haben. So aber ist es besser, schlafen Sie wohl!“ —

Der tapfere Greis verkannte die Bewegung in Frankreich und auch die in seinem eigenen Volke; aber daß er alt und, nach und nach auch schwächer werdend, am Vorabende seines Heimganges immer noch bereit war, angegriffen, sich bis aufs Aeußerste zu wehren, das bekundet den festen Mann, der in seinem Wesen lebte.

Der Anstoß, den Paris gab, hatte aber nicht nur am Rhein und in Westfalen einzelne Haufen von Unruhigen in die Waffen gerufen, sondern in der ganzen denkenden Welt ein

Echo gefunden. Die schlummernden, verscheuchten, zurückgetriebenen Gedanken an Freiheit, an Reichsverfassung, Reichsstände wachten in Millionen Herzen wieder auf, und sollten ins Besondere sich auch in den Provinziallandtagen geltend machen. Das war ein Grund mit, warum Stein den jetzt bevorstehenden westfälischen Landtagen nicht anwohnen wollte. Er fühlte das Alter zu sehr, und wollte Andern, Jüngern den Kampf überlassen. Jetzt aber wurde er von höchster Stelle herab gebeten, sich nicht zurückzuziehen, dem Landtage vorzustehen und sich auf demselben für die ihm lästigen Geschäfte durch einen Stellvertreter ersetzen zu lassen. Eine solche Bitte war für ihn um so mehr ein Befehl, als es ungroßmüthig gewesen, sie in dieser bewegten Zeit abzuschlagen. Er übernahm das ihm zugedachte Amt noch einmal. „Wenn der alte Herr", erzählt von Bodelschwingh, „mit seinem Krückenstocke in den von Ständemitgliedern in bunten Gruppen gefüllten Saal trat, so eilte Jeder schweigend zu seinem Sitze und es herrschte lautlose Stille. Es bedurfte keiner Schelle des Präsidenten, um den Beginn der Sitzung anzudeuten; sein bloßes Erscheinen war das lebendige Zeichen". Er führte dann ein ziemlich strenges Regiment, und mancher vorlaute Redner verstummte, wenn der alte Herr ihn barsch unterbrach.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen war ein Antrag, den König um die Verwirklichung der längst zugesagten Reichsstände zu bitten; er wurde auch mit Mehrzahl angenommen. Dann trat Herr von Bodelschwingh auf und sagte: „Er seinerseits sei mit dem Antrage vollkommen einverstanden; aber jetzt, gerade in Folge des Anstoßes der französischen Revolution sei die Einführung einer reichsständischen Verfassung nicht wünschenswerth, jetzt werde sie als ein Act der Schwäche, dem edeln König abgenöthigt, erscheinen".

Die Mehrzahl des Landtages stutzte. Was war zu machen?

Stein wurde veranlaßt, sich in der Verlegenheit an den Prinzen Wilhelm, der in Folge der Ereignisse in Frankreich Gouverneur der Rheinprovinzen geworden war, zu wenden. Der Prinz antwortete Stein: „Ich bin ganz der Meinung derer, welche es sehr unzart finden, in diesem Augenblick die Frage wegen der Reichsstände in Bewegung zu bringen; es würde immer als eine Benutzung der allgemeinen Gährung, in der Europa sich befindet, erscheinen, wollte man gerade nun Seine Majestät an sein gegebenes Versprechen erinnern, das er gewiß halten wird, eben weil er es gethan. Aber wahrscheinlich würde er lieber einen Zeitpunct wählen, wo er der Welt zeigen kann, wie er sein Wort hält, auch ohne Mahnung seines folgsamen, getreuen, ihm so theuren Volkes. Können daher Ew. Excellenz die ganze Sache hinhalten, so müßten König und Volk doppelt groß erscheinen. — — Vielleicht würde es die Wünsche der Gutgesinnten vereinigen, wenn es Ihnen beliebte, diese höchstwichtige Angelegenheit confidentiel in meine Hände zu legen. Ew. Excellenz Allezeit getreuer Freund Wilhelm".

In diesem Sinne wurden die Provinzialstände, nicht ohne alle mögliche Ueberredungskunst anzuwenden, veranlaßt zu handeln. Anstatt einer Adresse an den König, erließen sie eine Zuschrift an ihren Landtagsmarschall Stein, zur Vermittelung derselben an den Prinzen Wilhelm. In dieser Zuschrift sagten sie: „die Versammlung erkannte — — daß die Bitte um eine hochherzige Maßregel in Ihrem Munde nicht als der Wiederhall augenblicklicher Aufregung, sondern als Ergebniß kräftigen Sinnes und gereifter Erfahrung, als Erguß unwandelbarer, treuer Liebe zu S. Majestät dem Könige und dem Vaterlande sich darstellen werde. — — Wir erlauben uns diesem nach unsere Wünsche dahin auszusprechen: Ew. Excellenz wollen den wesentlichen Inhalt der ständischen Verhandlungen in Betreff

der reichsständischen Verfassung S. königlichen Hoheit dem Prinzen Wilhelm vorlegen und Höchstdemselben aussprechen, daß es allerdings der Wunsch der Stände sei, S. Majestät um Einführung einer reichsständischen Verfassung, sobald solche die Zustände gestatten würden, zu bitten, daß jedoch die feste Ueberzeugung, eine so wichtige Angelegenheit, die von des Königs Majestät längst beabsichtigt und zugesagt worden, werde auch von Allerhöchstdemselben stets berücksichtigt und zeitgemäß in Vollzug gesetzt werden, die Stände in der gegenwärtigen, so höchst aufgeregten Zeit von Aussprechung dieses Wunsches bei des Königs Majestät abgehalten haben. — Diesem Vortrage wollen Ew. Excellenz die Bitte beifügen, S. königliche Hoheit wollen gnädigst geruhen, sich dieser wichtigen Angelegenheit anzunehmen, und die Ansichten und die Handlungsweise der westfälischen Provinzialstände bei des Königs Majestät gnädigst vortragen und unterstützen".

Konnte man milder, demüthiger, bescheidener einen „Wunsch" aussprechen? Ehe aber die Verhandlungen des westfälischen Landtages zu diesem wundervollen Ergebniß gelangten, war das Jahr 1830 verronnen, hatte Casimir Perier in Paris festen Fuß gefaßt, und die Revolution in die Bahn des „juste milieu" hineingelenkt. Die Aufregung, die Gefahr war vorüber, als Stein mit diesem kostbaren Machwerk der westfälischen Stände beim Prinzen Wilhelm anklopfte. Da antwortete ihm der Prinz Wilhelm, daß er den Befehl erhalten habe, die Vermittlung des Antrages der Stände nicht zu übernehmen, da derselbe dem Gesetz vom März 1824, welches die Thätigkeit der Stände auf Angelegenheiten ihrer Provinz beschränke, widerspreche.

Stein erwiderte unmittelbar dem Grafen Stollberg, dem geheimen Rathe des Prinzen Wilhelm: „Das Recht der Stände, Bitten einzureichen, die ihr Intresse und mittelbarer

Weise auch das Interesse des Ganzen betreffen, kann ihnen nicht verweigert werden und ist ihnen nie verweigert worden". Stein führt Beispiele an und schließt: „Es ist demnach die Auslegung des bezogenen Gesetzes so unrichtig als unpractisch. In Berlin verleumdete man die ächte vaterländische, treue Gesinnung der Westfalen als Demagogie". —

Eine landständische Deputation versuchte nichts desto weniger noch einmal ihr Glück in einer persönlichen Vorstellung beim Prinzen Wilhelm. Der Prinz empfing sie gnädig, wußte aber zu vermeiden, über die landständischen Angelegenheiten auch nur ein Wort aufkommen zu lassen. Beschämt und verstimmt reiste die Deputation wieder nach Hause.

In der Stimmung, die hierdurch über Stein kam, schrieb er einige Wochen später an Gneisenau: „Noch hat man es mit einem Geschlecht zu thun, das an die monarchisch-bureaukratische Form gewöhnt ist. Aber es rückt ein neues Geschlecht heran, es drängt sich in alle Kanäle des bürgerlichen Lebens, es bildet sich unter dem Einflusse der neuesten Weltgeschichte, der Zeitungen, der politischen Schriften: es fühlt in sich Jugendkraft, Drang zum Handeln, Ehrgeiz, Habsucht, Neid unter den verschiedenen Ständen der Nation beseelen es, religiöse Grundsätze werden durch den Nationalismus untergraben, — daß der Funke des politischen Brandes überall glimmt, das zeigt sich in ganz Europa — rathsam ist es, die Flamme zu leiten, ehe sie zerstörend wirkt".

Es war die letzte thätige Theilnahme Steins am Staatsleben seiner Zeit, die active Schlußscene seines großen politischen Lebens.

33.

Die letzten Tage.

Schon seit einiger Zeit litt Stein an Schwindel. Im Monat Mai des Jahres 1831 steigerte sich dieser Schwindel eines Morgens bis zu einem Schlaganfalle, der ihn besinnungslos niederwarf. Als er wieder zu sich kam, sagte er: „Ach Gott, hier liege ich, und die schlagen sich in Polen“.

Der polnische Aufstand hatte seine Prophezeihung: „Unterjochung oder Losreißung“ wahrgemacht. Die Ereignisse in Warschau beschäftigten seine Seele bis zur letzten Stunde. Er hatte ein sehr strenges Urtheil gegen die russische Politik in Polen. „Das harte, schroffe Benehmen des Kaisers von Rußland, sein Todtschießen der Gefangenen, das erinnert an den Convent vom Jahre 1793 und 1794. — — Vergißt er denn, daß im 18. Jahrhundert der russische Thron viermal durch Verschwörungen und Mord besetzt wurde?“

Er sah mit stiller Ergebenheit seiner Auflösung entgegen; er fühlte, daß er von einem Lungenschlage bedroht sei, und verordnete zu dem Ende, daß seine Leiche einbalsamirt und nach Frücht an der Lahn in die Familiengruft gebracht werden solle.

In seinen letzten Tagen beschäftigte er sich vorzugsweise mit Werken der Wohlthätigkeit. Er hatte einen Verein zur Verbesserung der Lage der Gefangenen, einen Verein zur

Gründung eines Krankenhauses, und ebenso einen Verein protestantischer Frauen, barmherziger Schwestern zur Krankenpflege herstellen helfen. Zwei Tage vor seinem Tode klagt er sich selbst an, daß er für den letztern Verein nicht thätig genug gewesen.

Am 22. Juli wurde er unwohl, am folgenden Tage war er fieberkrank. Er selbst fühlte die Bedeutung des Unwohlseins. Seiner Wärterin, Fräulein Schröder, sagte er: „Ich bin überzeugt, einmal plötzlich am Lungenschlag zu sterben. Für den Fall will ich ihnen zeigen, wo ein Codicill zu meinem Testament und eine Verordnung, mein Begräbniß betreffend, zu finden sind. Ersteres schicken Sie dann nach Münster. Ich fürchte den Tod nicht; was ich in Gottes Auge gelte, weiß ich; ich bin ein armer Sünder, nur das Verdienst meines Erlösers wird mir die ewige Seligkeit erwerben".

Er wurde von da an schwächer und schwächer. In der Nacht vom 28. Juni wollte die Haushälterin, wie seit dem Beginn seiner Krankheit stets, bei ihm wachen. Stein aber sagte ihr: „Gehen Sie ruhig zu Bett, ich bin nicht krank, ich fühle ein Wohlleben, eine Seligkeit in mir, die nicht zu beschreiben ist".

In derselben Nacht aber überkam ihn gegen zwei Uhr Husten, Beklemmungen und zeitweilige Geistesabwesenheit. In seinen Phantasien sprach er dann stets von Polen, von den armen, unglücklichen Opfern einer unheilvollen Politik.

Am Morgen ließ ihm der Arzt zur Ader. Er fühlte sich leichter und befahl, daß man den Geistlichen kommen lassen solle, er wünsche das Abendmahl zu nehmen.

Dann ließ er seinen Rentmeister Pack zu sich ans Bett treten. Dessen beide Hände erfassend, sagte er ihm: „Adieu, mein lieber Pack, ich fühle mein Ende nahen. Sie waren mir, sowie der wallmodenschen Familie stets ein trefflicher

Beamter. Sie haben seit Ihrer beinahe sechszehnjährigen Dienstzeit Ihre Geschäfte und Obliegenheiten mit Rechtschaffenheit, Fleiß, Umsicht, Treue ausgeführt, was nochmals meine ganze Anerkennung verdient. Sie haben dabei immer mein und meiner Nachkommen Interesse bedacht, und Ihr eigenes unberücksichtigt gelassen. Ich bin Ihnen dafür Dank schuldig. — — Meine Kinder werden Ihnen die Beweise meiner Dankbarkeit zu Theil werden lassen. Soviel habe ich für Sie gesorgt, daß Sie nicht zu verzweifeln brauchen. Es ist mein Wunsch, daß Sie meinen Kindern mit der nämlichen Rechtschaffenheit, Treue und Anhänglichkeit angehören, als Sie dieß mir gethan haben, wofür sie Ihnen dankbar sein werden. — — Auch wollte ich Ihnen noch sagen, daß ich verordnet habe daß meine älteste Tochter Henriette Nassau, meine jüngste, Therese, Kappenberg und Rheda erhält. — — Ich wünsche, daß mein bisheriges Verfahren auf Kappenberg, soviel als thunlich, beibehalten wird; auch daß die Almosen und Unterstützungen in dem Maße ausgetheilt werden, wie solche bisher von mir ausgetheilt worden sind. Sagen Sie dies meinen Kindern und sorgen Sie mit dafür. Hören Sie? Vergessen Sie es nicht, es ist mein Wille! — — Dann muß ich Ihnen noch sagen, daß ich fest glaube, daß zwischen den Todten und Lebenden eine ewige Gemeinschaft besteht; es wird mir also zum Vergnügen gereichen, wenn ich von Oben herab wahrnehme, daß Sie meinen Kindern mit der nämlichen Treue und Anhänglichkeit Ihre Dienste widmen, als Sie dieß mir gethan haben!" —

Und so ließ Stein Einen nach dem Andern, den Oberförster, den Inspector, den Rentmeister, den Secretair, den Koch, die Schröder, die Beschließerin, den Arzt, die ganze Dienerschaft ans Bett treten, hatte für Jeden ein liebevolles Wort, eine Mahnung zur Religion, Tugend, Sittlichkeit und

Fleiß, und bat sie schließlich Alle um Verzeihung, wenn er Einem von ihnen je Unrecht gethan habe.

Unterdessen war der Prediger gegen 3 Uhr angekommen. Stein nahm das Abendmahl, nachdem er vorher den Geistlichen angesprochen: „Herr Pastor, ich erscheine vor Ihnen als ein armer Sünder, ich wünsche meinem Erlöser meine Sünden zu bekennen, und mich mit ihm auszusöhnen. Ich bitte Sie um das Abendmahl".

Und als so das Haus bestellt, das Vorgeschäft zum Sterben abgemacht, frug er den Arzt: „Herr Doctor, ist gar keine Hoffnung mehr?" Der Arzt gab eine beruhigende Antwort. Stein legte sich zurück, schlief ein, wendete sich nach einer Weile auf die linke Seite — und der erwartete Lungenschlag endigte rasch und ohne Kampf sein Leben, um sechs Uhr Abends, am 28. Juni 1831.

34.

Steins Denkmal.

Und sie sprachen davon, daß sie dem großen Mann ein Denkmal setzen wollten. Haben doch Dalberg seines in Mannheim, Wrede seines in Heidelberg, Hardenberg seines in Berlin!

Wollt Ihr ihm, dem Freiherrn Karl von Stein eines neben diese setzen?

Sein Denkmal steht in der deutschen Geschichte auf jeder Seite, und ein guter Theil aller Denkmale neuerer Zeit müßte erröthen, wenn seines neben sie gestellt würde.

Er hat sich aber auch selbst ein Denkmal gesetzt, wie kein Sterblicher ein größeres aufzuweisen vermag, und dies Denkmal heißt: Monumenta Germaniae historica. Stein ist es, der dies Monument sich und der Nation errichtet hat. Und es ist seiner würdig, und alle andern sind höchst überflüssig. Und wo Geld für eines gesammelt worden, da möge man dasselbe für diese Monumente verwenden, denn dafür muß noch heute „gebettelt“ werden, und noch heute haben die Reichsten und Mächtigsten nicht Lust den Almosen herzugeben.

Im Jahre 1816, als Stein anfing die Last des „procul negotiis“, die einen Mann wie ihn schwer drücken mußte, zu fühlen, faßte er den Gedanken „einer zweckmäßigen Sammlung

der deutschen Quellenschriftsteller". Man hat den Benedictinern manche Sünde gegen den heiligen Geist der Menschheit verziehen, weil sie einen ähnlichen Gedanken für Frankreich erfaßt und mit Ausdauer ausgeführt haben.

Stein schrieb an alle seine Freunde und „bettelte" für sein Werk, wie man später für das große Denkmal deutscher Kunst, den Dom zu Köln „betteln" gelernt hat. Er selbst legte ein Almosen von 3000 Thalern ein, seine Freunde, von Landsberg und von Romberg, zusammen ebensoviel, der Erzbischof von Spiegel 1000 Thaler, Herr von Mirbach 600. Es ist schon der Mühe werth, diese Ehrennamen hier zu nennen, denn auf diesen ersten Gaben baute sich das „Denkmal" auf. Im Jahre 1818 brachte Stein einen Verein dafür zusammen, der von nun an seinen Sitz in Frankfurt hatte.

Die Geschichte der „Monumente" ist an und für sich wieder ein kleines Denkmal für Stein und seine Zeit. Als er sich anfangs an die Gelehrten wendete, war es ins Besondere Schlosser von Heidelberg, der ihm schrieb: „Er könne nicht Theil nehmen, — denn mißlinge ein nationales Werk, so habe die Nation Schande davon, und dazu sei nicht Jedermann geneigt, seinen Namen herzugeben; in diesem Falle aber sei die Furcht des Mißlingens aus der Ueberzeugung hervorgegangen, daß der alte Fleiß verschwunden, mit ihm die alte Gründlichkeit und daß, Vielheit und moderne Berühmtheit dem Werke eben nicht fromme". Kindlinger meinte, das Unternehmen sei wünschenswerth und dankenswerth, doch mehr für die künftigen als die jetzt lebenden Geschichtsschreiber. Hüllmann hatte schöne aufmunternde Worte, mit dem Zusatze: „aber unmittelbar Theilnahme daran zu nehmen, bin ich außer Stand". Eichhorn, von Savigny, Wilkens u. A. hatten auch nur „Aber" und thaten Nichts.

Andere freilich, und ins Besondere Pertz, Dahlmann, Falk traten tapfer für die Sache ein, und der fleißige Pertz wurde später der geistige Lenker des Unternehmens, das dann von dem größten Einfluß auf die ganze neuere deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung wurde.

Auch mehrere Bundestagsgesandte wußte Stein dafür zu gewinnen, sodaß der Bundestag selbst endlich die Sache mit einem Geldzuschuß unterstützte. Diese Unterstützung wurde, als die Karlsbader Beschlüsse vom Bundestage angenommen wurden, für Dahlmann und Falk in Kiel die Veranlassung, ihre Unterstützung und Theilnahme dem Werke, das der Bundestag ebenfalls unterstützte, wieder zu versagen. Stein schrieb deshalb mehrmals vergebens an den so tief ehrenhaften und wieder so knorrigen Dahlmann, und sagte dann in einem Briefe an Gagern: „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk, das Gelehrtenvolk. Die Gelehrten halte ich überhaupt unfähig zur Theilnahme am praktischen Leben".

Wer muß dabei nicht — an 1848 und das Frankfurter Parlament denken?

Stein stand überall als schützender, schaffender Geist, mit Rath und That über dem großen Werke, und half es langsam aber sicher seinem großen Ziele zuführen. Nach allen Seiten hin schrieb er um Geld; — von ein paar Seiten aber wies er es zurück. Auf Merians Vorschlag, ein großes jüdisches Bankierhaus zum Beitrage aufzufordern, antwortete Stein: „Ich gestehe, ich mag mich nicht gerne mit .... in genaue Berührung setzen". Viel schöner und würdiger erscheint Steins Ablehnung bei einer andern Gelegenheit. Der Herr von Plittersdorf war badischer Gesandter in Petersburg; hier warb er für Steins „Monumente", und schrieb dann Stein, daß der Kanzler Romanzoff, darum angegangen, sicher einen ansehnlichen Beitrag liefern werde. Stein erwiderte: „Es wäre

doch demüthigend, wenn wir zu unserer Ausgabe deutscher Geschichtsquellen eines Russen bedürften; ich protestire feierlich dagegen". Als Kaiser Alexander bei Gelegenheit des Congresses zu Aachen persönlich Stein seine Unterstützung für die „Monumente" anbot, lehnte Stein diese abermals ab, indem er sagte: „Deutschland selbst werde das erforderliche Geld schon auftreiben".

Von dem Könige Ludwig von Bayern, der Geld für die Kunst und die Künstler, aber auch sonst welches für weniger edle Zwecke hatte, schrieb er einem Freunde: „Der gute, germanische König von Bayern hat gar Nichts für die Monumente gethan, sein Gegner, der Großherzog von Baden — — überließ uns wenigstens — — seinen Archivrath zum alleinigen Gebrauche auf einige Jahre".

Wunderbar niedlich und bezeichnend ist die Art, wie Genz in Wien sich benahm, als Stein seinen damaligen „Gesandten" in Wien, den verdienstvollen Pertz aufforderte, „dem Hofrath das Verständniß für die Monumente zu eröffnen". Es ist eine lebendige Komödie, eine Satyre auf Genz und das Getreibe in Wien unter Metternich, wenn man das Benehmen dieser kleinen Seelen dem großen Gedanken und dem großen Manne gegenüber sieht. Genz antwortete Pertz, als dieser wirklich versucht hatte, ihm das Verständniß zu eröffnen: „Der Zweck des Unternehmens scheine lobenswerth, der Erfolg gewiß", — aber „Oestreich müsse vor Allem innere Selbständigkeit und Abgeschlossenheit wünschen und behaupten". — — Oestreich sei „eine belagerte Festung, welche gegen den unter allen Gestalten angreifenden Feind auf der äußersten Hut sein müsse. Belebung des historischen Geistes möge sehr wünschenswerth erscheinen, Oestreich aber frage: wozu die Geschichte gebraucht werden solle? — — Vorerst sei freilich noch keine Gefahr, aber für eine spätere Gefahr, die aus den Monumenten her-

vorgehen könne, sei selbst — der Bundestag keine Bürgschaft. Da aber die mögliche Gefahr erst wahrscheinlich nach dem Tode des Fürsten Metternich eintreten werde, so habe er diesem gerathen, sich der Sache anzunehmen. So liege denn auch seine, Genz, Denkschrift über die Angelegenheit im Portefeuille des Fürsten zum Vortrage bei dem Kaiser. Aber — — „dem Kaiser sei das Entstehen dieser Gesellschaft (zur Herausgabe der Monumente) unmöglich angenehm gewesen, zu viele Erfahrungen rechtfertigen den vorläufigen Verdacht gegen Alles, was jetzt — — als Gesellschaft und Vereinigung auftrete. — — So wenig der Kaiser die Sache an und für sich lobenswerth finde; so gewiß er die Hälfte aller Mitglieder, (die in Oestreich vorgeschlagen waren und geworben werden sollten), verwerfen müsse; so werde er doch auf die Vorstellung des Fürsten wahrscheinlich die für Oestreich vorgeschlagene Theilnahme in Maße genehmigen. — Auf Begünstigung habe die Gesellschaft nie zu rechnen, sie werde nie gerne gesehen werden; aber auch keine positiven Hindernisse finden. — — Sobald die Sache eine Organisation annehme, werde sie verdächtig, weil die Regierung ihrer nicht mehr versichert sei“.

Es ist auch diese Auffassungsweise, die nun in Oestreich und durch Oestreich fast in ganz Deutschland herrschte, nachdem sie auf dem Wiener Congreß die Geschicke der Welt entscheiden geholfen hatte, eine Art „Monument“ der Fäulniß, die in dieser Art immer tiefer griff und greifen mußte. Stein schrieb als Antwort auf die kostbaren Enthüllungen an Pertz: „Suchen Sie Herrn von Genz zu beruhigen und versichern sie ihn, der historische Verein werde, wenn er in Constantinopel thronte, ihm einige Städte in Rumelien anweisen, um sein Küchenbudget zu befriedigen — mit den Bewohnerinnen des Harems soll ihm gegenwärtig ohnehin nicht mehr gedient sein“.

Im Jahre 1825 erschien endlich der erste Bogen der Monumenta, worauf dann Stein von Neuem Sturm läuft bei Allen, von welchen er irgend Unterstützung hoffen zu können glaubte. Aber der Erfolg war gering: „Allerdings ist die Kälte und Kärglichkeit", schrieb er einem Freunde, „womit die Ausgabe der Quellenschriftsteller unterstützt wird von Regierungen, Reichen und Gelehrten höchst nichtswürdig". Selbst Herr von Savigny gab noch einmal, auf Steins wiederholtes Drängen, „guten Rath, aber kein Geld", was dann Stein zu dem Ausrufe veranlaßt: „Eine Gänseleberpastete hätte mehr Liebhaber gefunden".

Am 20. August 1826 konnte der erste Band angekündigt werden. Von der Zeit an wächst dies Monument Steins alle Tage, seiner alle Tage würdiger unter der Hand des würdigen Pertz und der tüchtigen Schüler, welche durch die Monumenta selbst gebildet wurden.

Genügt Euch dies Monument nicht, so errichtet, Jeder an seinem Orte, in seinem Herzen dem großen Manne Eines, indem er denken und handeln lerne, wie er dachte und handelte. Er selbst sagt: „Unsere Publicisten suchen die Vervollkommnung der Staatsverfassung in der gehörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vervollkommnung der Menschen, den Trägern der Verfassung. Die mit dem Practischen des constitutionellen Lebens innig vertrauten Alten forderten unerläßlich zu seinem Bestehen Religiosität und Sittlichkeit. — Der Charakter, der Wille, muß gebildet werden, nicht allein das Wissen".

Trägst Du aber, lieber Leser, das lebendige Charakterbild Steins, zu Wollen und Handeln dich anfeuernd, in der Seele, dann kannst Du auch die einfachen Worte darunter schreiben, die auf seinem einfachen Grabsteine in der Gruft zu Frücht eingegraben stehen:

„Heinrich, Friedrich, Karl, Reichsfreiher
von und zum Stein,
geboren den 27. October 1757,
gestorben den 29. Juni 1831,
ruhet hier:

Der Letzte seines über sieben Jahrhunderte an der Lahn
blühenden Rittergeschlechtes.

Demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen,
Der Lüge und des Unrechts Feind,
Hochbegabt in Pflicht und Treue,
Unerschütterlich in Acht und Bann,
Des gebeugten Vaterlands ungebeugter Sohn.
In Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier“. —

Druck von C. Grumbach in Leipzig.